



FRAGEN DER FREIHEIT

EINE SCHRIFTENREIHE

FOLGE 43

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, dies ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, in dem man seine eigne Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat.

Goethe

FRAGEN DER FREIHEIT

Schriftenreihe für Ordnungsfragen der Wirtschaft,
des Staates und des kulturellen Lebens

FOLGE 43

Ostern 1965

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung durch
Lothar Vogel

Postverlagsort: 655 Bad Kreuznach

Inhaltsübersicht

Berthold Wulf	
Aristoteles und der Kampf um das Denken des Seins	3
Fritz Penserot	
Grundsätze freiheitlicher Politik	31
Thx.	
Professor Dr. Dr. h. c. Hans Carl Nipperdey 70 Jahre ..	44
Eckhard Behrens	
Der Genossenschaftsgedanke in Israel	45
Werner Zimmermann	
Fixe oder flexible Wechselkurse?	50
Thx.	
In memoriam Ernst Knoll	53
Ankündigungen und Berichte	54
18. Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung e.V. vom 31. Juli bis 9. August 1965, in Herrsching/Ammersee	
Literaturhinweise	61

Aristoteles und der Kampf um das Denken des Seins

Vortrag, gehalten auf der 16. Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung, vom 29. Juli bis 7. August 1964, in Herrsching am Ammersee.

Wenn wir heute fortsetzen wollen, was wir mit dem Vortrag „Thomas von Aquino und der Kampf um die Wirklichkeit der Ideen“ begonnen haben, nämlich über die geschichtliche Entwicklung der Philosophie, über die Entwicklung des Gedankens zu sprechen, zunächst einmal ontologisch — obwohl auch Erkenntnistheoretisches immer wieder berührt werden wird — so tun wir das ja im Hinblick auf unsere Bemühungen des Seminars für freiheitliche Ordnung, weswegen im Grunde unsere Frage dahingeht: „Was ist Freiheit? — Wofür ordnen wir die soziale Umwelt? Wofür bauen wir — wenn man so will — eine Bauhütte? — Und wenn hier über menschliche Werte gesprochen worden ist, über die Würde des Menschen — man könnte auch über die Tugenden, überhaupt über alles, was in der Menschenseele ist, sprechen — so wollen wir versuchen, in unserer heutigen Betrachtung ein wenig das höchste Gut der menschlichen Seele vor unser geistiges Auge zu stellen und dann überlegen, wie wir diesem höchsten Gute eine Behausung bauen können.

Wir sind also ausgegangen von Thomas von Aquino; man hätte das Ganze auch umgekehrt machen können. Ich werde jetzt versuchen, die ganze Problematik jenes ersten Abends rückwärts, im Hinblick auf die griechische Zeit, auf Aristoteles zu betrachten — und mich dann vorwärts unserer heutigen Zeit zuwenden. Heute dürfen wir ja so etwas wie eine Entfaltung jener geistesgeschichtlichen Mitte des 13. Jahrhunderts erleben.

* * *

Wenn wir über das menschliche Bewußtsein sprechen oder über das, was dem Menschen gegenüber allen anderen Wesen im Universum eine besondere Stellung gibt, dann kommen wir dazu, daß dieses

menschliche Bewußtsein hin und her pendelt zwischen Wachen und Schlafen. Das könnte man vielleicht sogar als ein Urphänomen der menschlichen Seele betrachten: Wachen und Schlafen! Denn in dieser Art, wie der Mensch wacht oder schläft, tut das kein Wesen der Natur und — wenn man die thomistische Ontologie dazunimmt — auch kein Engelwesen, kein überirdisches Wesen. Nun wissen wir vom Schlafe wenig. Wir wissen nur, daß die Tagesbewußtheit, die wir erleben, unterschiedlich ist. Wir sind nicht im gleichen Maße immer wach, und wir wollen heute darstellen wie eine erste Schilderung dessen, was das Wachbewußtsein ist. Wenn wir mit der Philosophie beginnen — oder ganz einfach mit dem Erkennen, mit dem Wachleben — können wir unterscheiden: Wir erleben uns in der Fremdheit der Welt, was ja auch im Menschen die Frage nach sich selbst erweckt. Wir erleben zweierlei — und das hat die Philosophie immer dargestellt, zunächst ontologisch, dann später erkenntnistheoretisch — wir haben den Gegensatz des Objektes zum Subjekt. Man könnte auch sagen: Ich und Welt; — oder wir können auch sagen mit einem allgemeinen Sprachgebrauch, den ich für den heutigen Vormittag vorziehen würde: zwischen dem Physischen drau ß e n und dem Geistigen in der menschlichen Seele d r i n n e n. Denn zunächst erleben wir ja als naive Menschen in der Außenwelt nichts Geistiges; das ist ja gerade der Unterschied zwischen der menschlichen Seele und der Außenwelt..

Da haben wir also die A u ß e n w e l t, P h y s i s c h e s — ich beziehe mich da auf die griechischen Philosophen — und die I n n e n - w e l t, G e i s t i g e s. Dieses Geistige ist natürlich außerordentlich unterschieden — aber wir kommen mit unseren Begriffen, deduzierend, an diese Verschiedenheit erst heran.

Das Erlebnis von zweierlei — Außenwelt und Innenwelt — ist das Urphänomen des Tagesbewußtseins. Wie ist es nun im Schlaf? Im Schlaf leben wir nicht in der Außenwelt; die versinkt; das Physische versinkt. Das Seelische, das Geistige der menschlichen Seele versinkt auch. Beides ist weg. Wachen wir wieder auf im Physischen und Geistigen, dann können wir rückwärts schließen, daß sowohl unser Sinnesorganismus als auch unser Seelisches erfrischt worden sind durch den Schlaf.

Ich möchte einmal einen Begriff brauchen, den ich rein erschließe. — Ich will ja auf eine ganz bestimmte Form der griechischen Philosophie hinweisen. — Wir haben Physisches und Geistiges am Tage getrennt; damit wachen wir ja des Morgens auf, und manche Menschen, die noch nicht so recht wach sind, die brauchen so etwas wie den Stoß an der physischen Welt. Dieser Stoß, der kann sich manchmal seelisch

darstellen, indem manche Menschen Morgenmaunze sind. Sie sind nicht so recht — wenn man so will — bei Laune. Ich hatte einen Kollegen, mit dem ich zusammenfuhr, der bekam jeden Morgen mit dem Schaffner erst einmal Streit, um die Wirklichkeit der äußeren Welt als Gegenstand seelisch anerkennen zu können. — Dieses Beides, Geistig-Seelisches und Physisches fällt auseinander. Daran entwickelt sich auch unser Selbstgefühl und dem gegenüber umgekehrt auch das Gefühl der Fremdheit der Welt — eine Art Weltgefühl.

Wie ist das im Schlafen? Im Schlaf fällt beides zusammen. Nehmen wir einmal den vorläufigen Eindruck. Im Schlafen, da sind wir weder im Physischen noch sind wir im Geistigen. Die Antike brauchte da einen besonderen Begriff dafür. Wir sind nicht im Physischen, nicht im Geistigen, wir sind im Geistig-Physischen — mit Bindestrich verbunden. Nehmen wir das einfach einmal als eine Schließung, denn wir können, wenn wir aufwachen, erleben, daß sowohl unser Sinnesorganismus, mit dem wir das Physische sehen, als auch unser Begreifen, mit dem wir das Physische begreifen, beides erfrischt sind. Wir tauchen unter in das Geistig-Physische. Das nannte das Griechentum: SEIN. Und nie wurde anders über das Sein gesprochen, als indem das Geistige und Physische zusammenfällt. Das kann aber das menschliche Bewußtsein nicht ertragen: es ertrinkt darin.

Und wenn man dafür nun einen antiken Ausdruck gebrauchen will, dann sagte man: Diesen Zustand des Geistig-Physischen nennt man die *Mysterien*, denn er ist zunächst ein Geheimnis. Nichts anderes war es, was man als Mysterien bezeichnete, als diesen Zustand des Geistig-Physischen. Und man sagte: Das unterscheidet die Götter von Menschen. Weil die Menschen einerseits im Geistigen leben und das Physische als Fremdheit erleben, sagte ich ja im Vortrag über Thomas von Aquino: Wenn wir im Physischen wirken wollen, dann denken wir geistig und nachträglich setzen wir unsere ganze physische Organisation in Bewegung, um die Sinneswelt zu verändern. Die Götter dagegen wirken unmittelbar! Wenn es im alten Testament heißt: „Und Gott sprach: Es werde Licht!“ — dann wirkt er geistig-physisch, denn sein Sprechen ist zugleich das Werden im Physischen. Das nennt das Griechentum *Mysterium* — Geheimnis für die Menschen.

Nehmen wir das an für den Schlaf. Ich gehe also ontologisch vor: Im Schlaf sind wir im Geistig-Physischen. Der Fachausdruck dafür: *Mysterien*. — Jetzt wacht die Menschenseele auf. Das Geistig-Physische klafft nun auseinander — Geistiges auf der einen Seite, Physisches auf der anderen Seite. Das nennt man mit einem griechischen

Terminus technicus: Die Philosophie. Der philosophische Zustand — und nur dieser wurde als Philosophie im Grunde bezeichnet — ist das Erwachen des Menscheinges am Physischen! Das muß man sehr unterscheiden. Die Mysterien und die Philosophie unterscheiden sich wie die Götter und die Menschen.

Jetzt eine dritte Stufe! Wir sind ja nicht den ganzen Tag über gleichmäßig wach. Der philosophische Besonnenheitszustand tritt dann ein, wenn Geistiges und Physisches ausgewogen sind, wenn die Waage um einen Punkt herum wiegt, leise hin und her pendelt. Gegen Mittag — wir gehen ja von unserem gegenwärtigen Erleben aus — gegen Mittag, da verändert, senkt sich die Waage zugunsten der Welt, zu Gunsten des Physischen. Deswegen werden wir mittags müde. Das Physische überwiegt ein wenig, die Wahrnehmung überwiegt ein wenig, und wir werden geistig müde, weil die Sinneswelt mit ihrer Ideologie, mit ihrer Zwangsideologie den Menschen angreift. Diesen Zustand nennt die antike Philosophie die Skepsis. Und nichts anderes wurde unter Skepsis bezeichnet, als daß das Physische überwiegt und das Geistige dagegen nicht aufkommen kann: „Mittagsmüdigkeit“. Innerhalb der griechischen Philosophie hat man dann erlebt: Wenn die Mittagsmüdigkeit eintritt und man nicht mehr denken kann, dann kommen alle möglichen anderen Seelenerscheinungen — außerhalb des Denkens — hervor. Wenn zum Beispiel jemand müde ist, dann moralisiert er gerne, weswegen man in der griechischen Skepsis so etwas hatte, wie die Moralphilosophen: Stoa, Epikureer. Wenn man also nicht mehr versteht, moralisiert man, wird man selber moralisiert. (Man kann dann doch selber nicht einen Gegenangriff starten, man kann dann doch nur wünschen, daß der andere sich ein wenig ausschläft.) Dieser Zustand, daß also das Physische gegenüber dem Geistigen überwiegt, ist Skepsis. Diesen Zustand der moralischen Philosophie Griechenlands erleben wir immer, wenn wir nach dem Mittagessen das Bedürfnis haben — was ja auch ein Überwiegen der Welt ist — uns ein bißchen hinzulegen. — Nun sind wir aber weiter bewußt. Wenn wir so die Skepsis als Leibesphänomen erleben, so erleben wir sie zunächst nicht als Bewußtseinsphänomen. Gegen Nachmittag und Abend, wenn wir dann Kaffee trinken — damit das Geistige gegenüber dem Physischen wieder seine Vormachtsstellung oder sein Gleichgewicht erringt — dann entsteht etwas anderes, und das ist innerhalb der griechischen Philosophie sehr merkwürdig gewesen. Dann kommt man eigentlich nicht wieder in den Zustand der Philosophie, sondern man kommt in den Zustand, daß man mit untergeistigen Kräften das Wesen der Welt sucht oder gegenüber der Welt des Physischen

sich zu behaupten versucht. Das nennt die antike Philosophie *Mystik*, und nur das wurde als *Mystik* bezeichnet. So haben wir, vier Grundbegriffe des griechischen Geisteslebens, die wir täglich erfahren, die wir sozusagen im biogenetischen Grundsatz der Seele täglich wieder erleben.

So haben wir Geistig-Physisches: *Mysterien* aus dem Leben der Seele in der Nacht;

das Aufwachen: Geistiges und Physisches gliedert sich auseinander: *Philosophie*;

das Überwiegen des Physischen: *Skepsis*;

die das Physische mit andern Kräften unterhalb des Geistigen suchen: *Mystik*.

Nun kann man fragen: Wenn das unser gegenwärtiges Bewußtseins-erleben ist, ist das innerhalb der Geschichte in einzelnen Kulturperioden vorentwickelt worden? Hat es eine Kultur gegeben, die unserem Nachtzustand vergleichbar ist? Nun könnte man das innerhalb der verschiedenen Kulturepochen der indischen, persischen, auch der babylonischen und ägyptischen sehr gut zeigen, wie diese Bewußtseinsstufen aufeinanderfolgen.

Ich möchte dies heute nur zeigen an der griechischen und an der mittelalterlichen Kultur. Man bekommt so einen Überblick über Kulturwerden, man kann auch einzelne Ereignisse besser einordnen, und sie sind einem dann nicht fremd, weil man mikrogenetisch alles das ja jeden Tag auch durchmacht.

Philosophiegeschichte ist nicht etwas, was man nur wissen und was einem durch Autorität zugänglich gemacht werden kann, sondern wir haben die Philosophiegeschichte als zusammengezogenen Bewußtseinsprozeß in uns. Wir sollen sie rückwärts uns wieder bewußt machen und aussprechen. Das hat es natürlich innerhalb der Menschheit noch nie gegeben. Es entsteht erst am Ende der Geschichte der Philosophie, wenn das bildende Urphänomen, das durch die Zeitalter geht, nun selber erscheint. Innerhalb der Reihen der Erscheinungen kommt die bildende Kraft immer zuletzt zur Erscheinung. So ist es auch im menschlichen Bewußtsein. Darin liegt die tiefste Begründung der menschlichen Freiheit, die nicht zu diskutieren, sondern nur zu erfahren ist.

Gehen wir aber durch diesen griechischen Weltentag — wenn ich ihn einmal so nennen darf. — Er beginnt mit der *Nacht*. Nun darf man sich ja nicht vorstellen, daß eine Epoche mit der anderen so pünktlich abwechselt. Das sind ja Qualitäten. Man kann natürlich auch feststellen, daß manche am frühen Morgen nie wach werden.

Die erleben dann, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, immer noch die Mysterien. — Es handelt sich also um Qualitäten, wie sich überhaupt in den Begriffen Qualitäten darstellen. Außerdem sind sie nicht zu definieren, man kann sie durch andere Begriffe nur umschreiben.

* * *

Ich will also in meinem heutigen Vortrag im Grunde eine Idee darstellen, und wenn es mir gelingt, mich Ihnen gegenüber innig genug mitzuteilen, dann müßte diese Idee in Ihnen auch keimen.

Wir haben also im Anfang des griechischen Geisteslebens die Mysterien. So etwa vor 800 v. Chr. stehen sie auf ihrem Gipfelpunkt. Ich möchte nun eine Mysterienstätte besonders erwähnen, weil sie in das Schicksal des Aristoteles hineinführt. Es ist die Mysterieninsel Samothrake, von der Dr. Lothar Vogel in seinem Abendvortrag so wunderbar gesprochen hat, über die Mysterienbilder der samothrakischen Kultur. Denn im Grunde sind diese Krüge mit den Antlitzen nichts anderes als Mysterienbilder, die uns im Physischen — obwohl sie aus dem Geistig-Physischen kommen — durch die Jahrhunderte überkommen sind. Und wir können sie heute im Physischen als geistige Wesen, d. h. philosophisch betrachtend, nachträglich anschauen. Ich werde über die Kabiren, um die es sich hier handelt — die ja geistig-physische Wesen, Götterwesen waren, die Kabirim — man weiß im Grunde garnicht, wo die Namen herkommen, sie sind phönizischen Ursprungs — heute nicht viel sagen können. Es gibt Wissenschaftler, die darstellen, daß dieser Name Chabirim, die Gewaltigen, derselbe Stamm ist wie Cherubim aus dem Hebräischen. Wir werden darauf noch kommen. Die Cherubim sind ja im Hebräischen die Geister der Weisheit, die unmittelbar durch ihre Göttlichkeit schaffen. Dasselbe gilt auch für die Kabiren.

Ich möchte nun darstellen, daß Goethe, als er im „Faust“, zweiter Teil — wir werden auch noch sagen, warum Goethe das machen mußte zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt — daß Goethe die klassische Walpurgisnacht darstellt. Was will er damit? Er will den Faust in die Mysterien einführen! Faust soll Geistig-Physisches erleben, weil er ja vorher nur sagen kann: „Habe nun ach! Philosophie . . .“ und den ganzen übrigen Unsinn — gelernt. „Und sehe, daß wir nichts wissen können“. Ich suche doch wieder den Eingang in die Welt des Geistig-Physischen durch die Magie — allerdings sagt er dies im ersten Teil —. Und Goethe weiß: Wenn man das schildert, muß man äußerlich die Nacht schildern. — Deswegen: „Klassische Walpurgisnacht“. Und diese Nacht „nachtet“, wenn man so will, auf ihrem Höhepunkt in dem Moment, wo Goethe schreibt: „Ägäisches Meer, Mond im Zenit verharrend“. — Da kommen die

Kabiren! Jetzt wird's geistig-physisch. Und jenes kleine Wesen, der Homunkulus, der ja sozusagen eine Karikatur des Geistigen ist, ist der Sinneswelt dauernd ausgeliefert, weil er in dem Glas sitzt und nicht zu ihr kommen kann. Das ist der menschliche Intellekt, der dauernd der Sinneswelt ausgeliefert ist und nicht zu ihr kommen kann. Er wird in die Alchymie der telchinischen Künste hineingetrieben, daß er schließlich seine Form zerbricht, und dann erscheint nicht etwa Homunkulus — nein, dann erscheint die mysteriengeborene Schönheit der Helena. „Bewundert viel und viel gescholten! Helena! Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind, noch trunken von des Gewoges regsamem Geschaukel“. Man möchte sagen: Dieses regsame Geschaukel der Wogen ist etwas wie an das Land der morgendlichen Wachheit herangespültes Mysterienwesen. Deswegen hatte Goethe diesen wunderbaren sicheren Griff. Ich glaube nicht, daß er darüber gedacht hat; ich glaube nicht, daß ihm die Begriffsdeduzierung, die ich jetzt vornehme, bewußt geworden ist — aber er hat es getan. Aus seiner gesunden Natur heraus schildert er: Mysterienmond „im Zenit verharrend“. —

Jetzt werde ich den griechischen Weltenskulturgang an Hand dieser erfahrbaren Erlebnisse, die man mit Begriffen begleiten kann, ganz kurz schildern und dann einen bestimmten Punkt herausgreifen, so daß wir erst eine große Skizze haben, um das Gemälde immer mehr begrifflich zu verdichten, bis aus der Verdichtung der Tätigkeit die Idee — nicht gesagt wird, sondern — herausspringt für Ihr Bewußtsein. Da kommt dann also, nachdem die Mysterien verdämmern vor allem in Athen (wir werden gleich noch vom Schicksal Athens sprechen) — jene einzigartige philosophische Kultur auf: Zunächst in Ionien, die Vorsokratiker, die noch unter den Mysterien leben, auch rein geographisch, in Nachbarschaft des Persertums. Man möchte sagen, diese Vorsokratiker sind immer halb Träumende, halb Erinnernde, halb schon Wache, wie jemand, der nicht ganz wach werden kann. (Und das Großartige ist ja bei Menschen, die nicht ganz wach werden können, daß man ihnen anspricht, sie haben Spiritualität von rückwärts, von der Halberinnerung her. Wenn das aber der Zustand wird für das ganze Menschenwesen, daß jemand nicht aufwachen will, dann erscheint er wie ein bißchen verrückt. Rudolf Steiner sagte einmal: „Sie brauchen bloß ein bißchen verrückt zu sein, um Anhängerschaft zu haben“. Für den ganz klaren Gedanken ist es in der Gegenwart ungeheuer schwer, weil er sich an die Einsicht wendet, indem er sich bemüht Mitbrüder im Geisteskampfe, Kommilitonen zu erwerben. Aber, wenn man noch ein bißchen von dem „noch nicht ganz Wachsein“ hat, dann kommen sie von selber, weil ja der intelligente Mensch diese Sehnsucht hat nach der Lebendigkeit seiner Begriffe.)

Wir haben nun also diese wunderbare athenische Kultur mit den drei großen Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles, nachdem die vorsokratische Zeit verdämmt ist. Wir wollen sie kurz in ihrem Methodischen besprechen. Da fällt das Geistig-Physische auseinander. Sokrates fragt, Platon erinnert, Aristoteles fügt die *anamnesis*, die Erinnerungskraft wieder der Welt gegenüber ein. Schauen wir nun das philosophische Zeitalter an: Sokrates, Platon und Aristoteles, die dreifache Art des Wachwerdens gegenüber der äußeren Welt. Dieses morgendliche Erwachen in Griechenland dauert im Grunde, obwohl es so großartig auftritt, nur etwa 150 Jahre, aber ein für alle Male durch das Abendland wirkend wie ein Zeichen für das Erwachen des Gedankens an der Außenwelt. Was an uns philosophisch ist, orientiert sich noch heute an diesen drei großen Philosophen. Philosophie ist nun einmal griechisch. Auch Thomas war griechisch. Philosophie ist in Griechenland gelebt worden, einmal für alle Zeiten als Beispiel. Dann sehen wir, wie — Aristoteles ist noch nicht tot — schon die „Mittagsmüdigkeit“ der griechischen Philosophie beginnt. Die Skepsis tritt auf: Epikureer, Stoiker, selbstverständlich auch die Sophisten in ihrer Art, denn diese höchstgefährliche Gabe von oben, welche das Denken ist, die kann sich auch selbst ad absurdum führen! Allerdings, wenn man wach bleibt, kommt auch dabei doch noch etwas heraus. Aber die Philosophie kann sich selbst ad absurdum führen, wenn dabei nicht lückenlos zu Ende gedacht wird. Diese Leute ließen sich dann ja auch bezahlen. In der griechischen Philosophenzeit wurde man nicht bezahlt; da sprach man, so wie man später in der Religion sagte: „Aus der Überfülle des Herzens spricht der Mund“. Da sprach man einfach und lebte von den Geschenken der Hörer. Später, als das Bewußtsein in die „Mittagsmüdigkeit“ kommt, wird man bezahlt und was noch schlimmer ist, man verabredet sich zu einer bestimmten Zeit und Stunde auf dem Markt zum Philosophieren. Das war weder bei Sokrates noch bei Platon der Fall. Sie philosophierten, wenn die Gunst der Stunde war.

Es kommt also die „Mittagsmüdigkeit“ und dann geht das merkwürdigerweise sehr schnell in den griechischen Nachmittag hinüber, und wir haben dann im Neuplatonismus, in der griechischen Mystik, das Suchen nach den Geheimnissen der Welt mit Kräften unterhalb des Gedankens, unterhalb der Philosophie. Plotin Ammonios Saccas, der Sackträger, dann solche großartigen Gestalten wie Julian Apostata, dann auch die Stoiker, und später ein Mensch, wie Marc Aurel. Die Philosophie geht also über in die griechische Skepsis, in die „Mittagsmüdigkeit“. Und nun fängt man an, Moralprinzipien aufzustellen. Jetzt erst, aus Schwäche! — Moralische Forderungen kom-

men aus der Bewußtseins s c h w ä c h e des Menschen, das muß man wissen — ein für alle Mal! Ich werde gleich noch darstellen, woraus sie e i g e n t l i c h kommen sollten. Das steht uns als Aufgabe noch bevor zu erkennen, woraus die Moral quellen soll, auch die Menschenwürde. Dieser griechische philosophische Tag geht also weiter, und es ist außerordentlich großartig, sich einmal eine Rede des Julian Apostata auf den Sonnenkönig, auf Helios oder auf die Göttermutter auf sich wirken zu lassen — oder was Plotin sagt — wie sie zu den Erlebnissen der Mystik kommen. Auch das findet man im „Faust“ wieder. Denken Sie doch, da hat man nicht nur die Klassische und Romantische Walpurgisnacht, sondern man hat auch den Oster-spaziergang. Faust kommt aus den Mysterien heraus, aus der durchwachten Osternacht. Er sucht das Physisch-Geistige, kann es aber nur finden, weil er abstrakte Philosophie studiert hat —, indem er sterben will. Faust versucht es am nächsten Morgen. Jetzt sollte eigentlich die Erkenntnis eintreten. Im Mittelalter tritt da der Glaube ein — die Glocken läuten. „Christ ist erstanden!“ Die Chöre erklingen. — Dann geht es hinüber in die Mystik, auch vor allen Dingen in die Skepsis — das Gespräch mit Wagner, wo berichtet wird, wie er als Arzt gewirkt hat: „In diesem Tale haben wir, weit schlimmer als die Pest getobt!“ — Das ist die Skepsis. Dann geht es in die Mystik über, wo z. B. der Faust im Anblick der untergehenden Sonne sagt: „Sie rückt, sie weicht, der Tag ist überlebt“. Und dann spricht er: „Schon tun sich vor den erstaunten Augen die Buchten auf“. In diesem Osterspaziergang, wenn man es geographisch darstellen will —, in Mitteldeutschland, im Rheingebiet oder wo er stattgefunden hat, — da gibt es überall gar keine Buchten, da gibt es keine See. Das ist das m y s t i s c h e Erlebnis. Und aus diesem mystischen Erlebnis wird herausgeboren, obwohl es Faust weder beherrschen, noch im Grunde verstehen kann, ein geistig-physisches Wesen, das aber, weil die geistige Welt im Verdämmern ist, der Mephistopheles als Pudel ist. Auch bei Goethe hat man da die gleichen aufeinanderfolgenden Phasen des Bewußtseins wie bei den Griechen. — Das tut Goethe alles aus seiner gesunden Natur heraus. Man kann ihn nur bewundern! „Goethe und kein Ende!“ Hoffentlich noch lange nicht! Denn die Urbilder der goetheschen Erkenntnisart, die Urbilder des goetheschen Fühlens, des wahren Fühlens, die stehen deutlich vor unserer Seele.

Wenn man nun den griechischen Kulturtag bedenkt: Mysterien, Philosophie, Skepsis, Mystik! Jetzt schläft die griechische Kultur ein. Ja, sie schläft ein, sie verdämmert wieder in die Nacht. Jetzt sollte man eigentlich die Mysterien erleben. Aber, weil sowohl die Philosophie und auch die Skepsis und die Mystik ein neues Mysterienerleben im

griechischen Weltentag noch nicht hat bringen können, stirbt die griechische Kultur. Das ist der Grund des Sterbens der griechischen Kultur! —

* * *

Bevor ich gleich den abendländisch-christlich-mittelalterlichen Weltentag schildern werde, möchte ich jetzt zum Thema kommen. Das bisher Gesagte war nur Einleitung. Ich möchte jetzt zeigen, wie Aristoteles aus dem Erwachen der griechischen Geisteskultur heraus zu seiner Philosophie kommt. Dazu will ich aber nur den Schlüssel geben. Man braucht ja im Grunde dieses unendliche aristotelische enzyklopädische Werk nicht in Einzelheiten zu wissen. Wenn man den Schlüssel hat, kann man nach Lust und Bedürfnis immer wieder in die Einzelheiten gehen. So auch bei aller Philosophie, sonst geraten wir schließlich unter ihren geistigen Zwang. Wenn man sagte, Aristoteles hätte in allem recht gehabt, z. B. die Würmer entstünden aus dem Schlamm usw., dann würde man natürlich in dogmatische Sackgassen geraten.

Diese zeitbedingten Vorstellungen dürfen uns nicht stören, darum brauchen wir uns nicht zu kümmern, halten wir aber den Schlüssel in Ehren! Außerdem kommt ja das Bild des Schlüssels beim Gang zu den Müttern in Goethes „Faust“ auch vor. Schlüssel zu haben ist alles; — außerdem sind sie klein und man kann sie mit sich tragen.

Das „Morgenerwachen“ des Aristoteles ist so, daß es in die Zeit fiel, als die griechische Kultur schon anfang einzuschlafen. Wenn man das Perikleische Zeitalter betrachtet, so findet man, daß die einzelnen Bewußtseinsstufen und die Übergänge dazwischen schon alle da sind: da finden sich noch Mysterien, da ist schon die Skepsis, da sind schon Mystiker, da ist die Philosophie, da ist alles zusammengequirlt! Wir müssen die Kultur Athens bloß auseinanderziehen, damit wir sie verstehen. Dann kommen wir dazu, wenn wir den Blick auf Athen werfen zu sehen, daß rundherum um Athen Mysterienorakel waren. Rundherum! Das fängt im Westen mit Dodona an, dann Eleusis, die Abventsgeheimnisse des Geistig-Physischen, deswegen, weil ja die Menschenseele aus dem Geistig-Physischen kommt, die Geburt des Jacchos-Kindes vorerlebt wurde, was ein christliches Mysterium ist. Das Christentum ist nämlich keine neue Lehre, es ist dann aber doch mehr als Griechentum. Dann kommt man, wenn man ganz weit nach dem Osten geht, zu Ephesus. Der Inbegriff der gesamten asiatischen Mysteriennacht kann da noch einmal in einem Bilde wach erlebt werden — im Bild der vielbrüstigen Artemis-Diana von Ephesus. Dann kommen noch zwei, die etwas näher liegen, das eine ist Delphi, das andere ist Samothrake. Wie war es in Delphi? Ich will jetzt auf die Einzelheiten der Mytho-

logie nicht eingehen. Die Mythologien sind ja Aufwachträume der Menschenseele. Das muß man wissen. Sie haben schon die Tendenz zur Philosophie hin in der Form, und haben den Inhalt des Geistig-Physischen der Mysterien. Wie war das also in Delphi? Da war ja der Apollo-Tempel, und hier wurde der Mysterienschüler eingeführt, der noch einmal Nachterlebnisse suchte. Und es wurde ihm gesagt — vorher — es stand an einem Fries des Tempels: γῶθι σαυτόν (Guoti sauton) „Erkenne dich selbst!“ Selbsterkenntnis ist die Vorbereitung, das Sein zu erleben, und wenn der Neophyt hereinkam, mußte er unmittelbar im Anblick der Statue aus seiner Selbsterkenntnis heraus sagen können: οὐ εἰ (sy ei) „Du bist!“ Selbsterkenntnis führt im Rückblick der Mysterien zur unmittelbaren Anerkennung des Seins, was dasselbe ist, wie Anerkennung des Gottes. Ich spreche ja jetzt mit philosophischen Begriffen oder mit Begriffen der Nachmysterienzeit über die Mysterien, weswegen ich mich in einer etwas schwierigen Lage befinde, wie das ja bei einer Kulturbetrachtung überhaupt der Fall ist, nur meistens weiß man es nicht. „Du bist!“ Dieses Wort hatte eine Parallele im salomonischen Tempel in Jerusalem. Das sind ja alles im Grunde genommen zeitgenössische Erscheinungen gewesen, daß dem hebräischen Neophyten, dem Schüler, Selbsterkenntnis dargestellt wurde, Selbsterkenntnis aber so, daß der Mensch abgefallen ist von seinem höheren Urbild. Dem Hebräer wurde also, das Fallbewußtsein, das Sündenfallbewußtsein übermittelt. Dann kam er in den Tempel, und dann durfte er als Ausgleich dieses Falls das Opfer bringen. Das ist methodisch dasselbe bei den Griechen, nur seelisch gesehen! Die Griechen vollziehen alles seelisch, was die Hebräer physisch machen. Es ist methodisch dasselbe, wenn ich fordere: γῶθι σαυτόν (Guoti sauton) „Erkenne dich selbst!“ — und dann bringe ich das Opfer der Anerkennung. Das wurde im Symbol, im salomonischen Tempel eben auch getan. Das Opfer der Anerkennung: „Du bist, Jahve! Ich bringe das Opfer der Anerkennung“ — das war im Grunde dasselbe, wie bei den Griechen — nur graduell verschieden, wie im Tempel von Delphi. Darüber wollen wir heute aber weniger sprechen; ich wollte nur kurz zeigen, wie das ungefähr ist, wenn man mit dem Philosophiebewußtsein wieder Mysterien sucht. Dann kommt man zu der Empfindung: Opferungen sind nötig! Geopfert muß werden, sonst kann man das Sein nicht finden. Heute opfern wir ja mehr im Bewußtseinsinne.

Wie war es mit den samothrakischen Mysterien? Da wurden diese Kabirim dargestellt in der Gestalt von Krügen. Das ist besonders merkwürdig, wenn man bedenkt, daß sie Seinsgötter sind, die

unmittelbar, wenn sie denken, schaffen. Deswegen darf man sagen: das sind die Cherubim, die Chabirim, die Gewaltigen, die über alles Menschenmaß hinausreichen, weil sie weder physisch, noch geistig sind. Gewalt kann man nur haben und Vollmacht — es gibt da ein wunderbares Wort im Griechischen, ἔξουσία (Exausia) — die Vollmacht kann man nur haben, wenn man spricht, oder wenn man handelt, oder was das Selbe ist: aus dem Geistig-Physischen. Das kann der Mensch zunächst aber nur im Denken, wie wir nachher sehen werden. Schöpferisch kann er nur im Denken des Denkens sein. Darauf werden wir kommen, wenn wir das Bewußtsein der modernen Zeit betrachten.

Und so waren eben diese Chabirim, diese Gewaltigen, die weisheitsgewaltigen Schöpfergötter, deren Weisheit, indem sie sie hervorbrachten, unmittelbar geistig-physisch war. Und wo sie im „Faust“ auftreten, sagt ja Goethe in dieser Mysteriennacht: „Mond im Zenit verharrend“.

Es gibt drei Kabiren, die man in Bildern zeigen kann, die man sogar benennen kann — man kann sogar sagen, was sie vielleicht geistig bedeuten; aber dann gibt es noch einen vierten, den Kadmiel, Kadmillos. Wenn ich mich recht erinnere ist der Pflanzename „Kamille“ zurückzuführen auf diesen Kadmillos, jenen vierten, womit gesagt worden ist, daß also die Mysteriengötter heute noch hineinverwandelt sind in die helfenden, heilenden Naturkräfte. Eigentlich sind es jedoch sieben, ja acht. Man könnte beinahe denken, diese Unsicherheit, die man hat über die Zahl des Seins, den Qualitäten des Seins, rühre daher, daß sie unendlich sind. Deswegen heißt es in einem Satze: Der Christus ist nicht Gottes Sohn, sondern wie der in Ewigkeit geborene Sohn; er ist nicht der, sondern wie der. Denn über das Sein kann man nur approximativ Aussagen machen. Der Verstand kann über das Sein nur approximativ — vergleichsweise — sprechen. Deswegen auch diese Unsicherheit über die Zahl der Kabiren. Es sind also drei, die man benennen, die man sogar in Bildern darstellen kann, und dann kommt noch ein Vierter, den kann man noch nennen, der hat aber kein Bild mehr, und dann kommen also noch drei, ja eigentlich sind es, wie schon gesagt, acht. Eigentlich sind sie, wie man im Griechischen sagt, das Pleroma, die Fülle der Gottheit. Die Kabiren sind die Glieder des Seins, der Seinswirksamkeit. Das Wichtigste ist nun, daß ja — historisch gesehen — immer die Verbindung zwischen Athen und Samothrake bestand. Die eigentlichsten Ereignisse in Griechenland, die wurden in Samothrake gefeiert. Auch wurde Wichtigstes in Samothrake gestiftet, wie zum Beispiel die Ehe zwischen Alexanders des Großen Vater und seiner Frau Olympias: Jetzt kam einer,

der brachte griechisches Bewußtsein in die Mysteriennacht Asiens. Deswegen konnte man diese Ehe — vom Sein her gesehen oder vom Göttlichen her gesehen — nur auf Samothrake stiften. Athen hat im Grunde — wie eine ausgesparte Kultur — k e i n e eigentlichen Seinsmysterien gehabt. Das ist g e n a u s o wie bei Rom gewesen. Darumherum wurden die Götter verehrt. Gerade die Römer sind die geistig zu kurz gekommenen. Und weil diese Römer nicht richtig haben studieren dürfen — geistig eine Art „Selmademänner“ geworden sind — deswegen geht dieser unbeschäftigte Kulturwille in die G l i e d e r, deswegen werden sie Legionäre und erobern die umliegende Welt. Bei den G r i e c h e n geht dieses mysterienhafte Zukurzgekommensein nicht in die Glieder, sondern in das H a u p t. Man möchte sagen — es stimmt nicht, es ist nur ein Vergleich — sie sind die Krieger des Geistes. Und was tun sie? Sie tun etwas ähnliches wie die Römer, indem sie das ganze Mittelmeerbecken sich geistig erobern. Nun gab es aber einen M y t h o s über Athen, keine M y s t e r i e n. Diesen Mythos hat ja Herr Dr. Vogel so wunderbar geschildert. In diesem Mythos wird dargestellt, daß die Göttin Athena dem Haupte des Zeus mit goldenem Helm in voller Rüstung entsprang. Und wie sie aus dem Haupte herausgekommen ist, spricht sie gleichzeitig, weil sie i h r e Bestimmung zeigt, selber ihren Namen aus: Athene philosophos, die philosophische Athene. (Aus dem Zeus ist ja noch manches andere herausgekommen, zum Beispiel aus der W a d e des Zeus der D i o n y s o s, weswegen dieser immer tanzen muß. Da hat sich sozusagen ein G l i e d verselbständigt, wie das Herr Dr. Vogel sagte in seinem wunderbaren Vortrag über das Herausemanzipieren der Tiere aus der Menschennatur. Das hat die griechische Mythologie so einzigartig gezeigt, wie aus dem Göttervater heraus sich einzelne Fähigkeiten herausbilden, in die spirituelle Einsamkeit gehen und dadurch so qualitativ großartig wirken können.) Also: Athene philosophos! Und in der späteren Zeit — Jahrhunderte später — kommt dann etwas auf, wie es Pythagoras ausspricht: „Dieses Athen besitzt den Logos der Erde, das heißt den Sinn der Erde und die Botschaft vom Sein. Logosphilosophie ist die Botschaft vom Sein oder das Evangelium vom Sein, weswegen wir zum Beispiel im christlichen Sinne, da wo es sich um den Logos handelt, diese Botschaft: Evangelium nennen und nicht anders. Pythagoras sagt: „Diese Botschaft vom Sein besitzt Athen in einem Gleichnis und dieses Gleichnis ist das *ισόπλευρον τρίγωνον* (Isopleuran Trigonon) das gleichseitige Dreieck. (Es ist also nicht das „magische Dreieck“, wovon wir in der Nationalökonomie dieser Tage gehört haben, sondern es ist ein g l e i c h s e i t i g e s Dreieck, ein *ισόπλευρον τρίγωνον*). Natürlich kann man unter dem Gesichtspunkt des Dreiecks

einen Vortrag halten, aber in Athen lag eine Notwendigkeit vor, weil Athen den Logos der Erde besitzt. Man fragt sich, was enthält nun dieses *ισόπλευραν τρίγωνον* und man muß sagen, die mystischen Symbole enthalten die Botschaft des Seins. Es handelt sich hier immer noch um das „Morgenerlebnis“: Mysterien und Philosophie. Es handelt sich noch immer um dieses schwerwiegende Erwachen, was ja auch heutzutage eine Kunst ist. A u f w a c h e n muß man lernen, das ist etwas zu Lehrendes, gehört zur Diätetik der Menschenseele und einer Menschengemeinschaft, genau wie E i n s c h l a f e n neu zu lernen ist. (Weswegen ja heute viele Menschen w e d e r richtig aufwachen, noch einschlafen können.) Dieses *τρίγωνον* enthält also das Symbol von der Botschaft des Seins: Drei zukünftige Seelenkräfte, die wieder eintauchen können in die Welt des Geistig-Physischen. Aber dieses *ισόπλευραν τρίγωνον* wird getragen karyatidenhaft von der Seele Griechenlands — und dies nennt die griechische Philosophiekultur eben P h i l o s o p h i e. Das ist das Denken! Warum haben die Griechen so viel Karyatiden gebildet? Das Denken trägt das Sein, aber die Karyatide kann sich n i c h t umwenden und das, was sie trägt, schauen. Sie steht gebückt, dienend, unter dem Sein, weswegen die Griechen auch sagten: „sophos“, ein Weiser sein, die Botschaft des Seins u n m i t t e l b a r haben, das können wir nicht. Wir wollen in D e m u t die F r e u n d e der Weisheit sein, p h i l o s o p h o i, nicht sophoi. Deswegen sind die Griechen — man möchte sagen als Philosophen — alle die unmittelbaren Nachkommen der Karyatiden, die d e n M o m e n t darstellen, in welchem die menschliche Seele anfängt zu denken. Das Denken im Dienste der Weltauffassung ist die symbolhafte Imagination für die Kraft, die das Gebälk des Weltenbaues trägt, der eigentlich nicht lastet, sondern — ich möchte sagen — v o n o b e n h e r u n t e r s c h w e b t; diese himmlische Stadt schwebt gerade soweit über der Erde, daß der Mensch noch dazwischenpaßt. Auch das griechische Tempelgebälk lastet eigentlich nicht. Man könnte auch sagen, die Mysterienwelt senkt sich so weit herunter, daß gerade noch d a s D e n k e n dazwischen paßt.

Was ich eben schilderte, das wird dem Abendland mit auf den Weg gegeben für die nächsten 2000 Jahre. Das ist auch für uns noch das anschauliche Symbol des Denkens im Dienste der Weltauffassung. Es gibt dieses wunderbare Wort Lessings, der ja aus diesem Strom des griechischen Denkens durch die Jahrhunderte stammt. Es fällt mir gerade ein, deswegen kann ich es nicht wörtlich sagen: „Hättest Du, Gott Vater, in den beiden geschlossenen Händen, in der einen Hand die Weisheit und in der anderen die Liebe zur Weisheit, dann würde ich sagen: Weisheit kann ich ja doch nicht haben, gib mir den T r i e b zur Weisheit“ — denn das Menschenwesen hebt sich

auf, wenn es im Sein lebt ohne die Vermittlung des Denkens zu haben. Mit dieser Antwort hat Lessing im Grunde nichts anderes getan als sein Menschenwesen in seinem Wunsche gegenüber der Anerkennung Gottes noch einmal dargestellt.

Aber gehen wir jetzt konkret dazu über, die drei großen Philosophen zu schildern: Sokrates, Platon und Aristoteles. Schildern wir zuerst Sokrates. (Vielleicht dürfen wir hier bei Gelegenheit eines anderen Seminars einmal über einige griechischen Begriffe sprechen zum Beispiel über die *συνείδησις*, über das Gewissen, über die Gewissensbildung. Vom Gewissen ist ja hier im Seminar auch schon gesprochen worden.) Gewissen! Was war es damals — was ist es heute? Sokrates hat niemals vom Gewissen gesprochen, aber man empfindet ihn ja doch als das wandelnde Denkgewissen. Beruft sich jemand auf das Gewissen der Einsicht, dann hat er doch im Hintergrund diesen Philosophen Sokrates, der ja keine einzige Zeile geschrieben hat, der auch, wenn man so will, keinen Lehrer hatte. Das ist das eigentümliche, daß es nicht unmittelbar durch einen Lehrer von den Mysterien zur Philosophie geht, sondern das geht mittelbar. Sokrates hatte keinen Lehrer. Er war auch kein Eingeweihter, wie das manchmal dargestellt worden ist, in die Eleusinien. Er war es gerade nicht! Das ist wesentlich für die abendländische Geschichte. Er hatte eine Lehrerin: Diotima. Irgendwo hatte er diese priesterliche Seele gefunden. Sokrates kommt zu ihr und fragt sie. Dann sagt diese Diotima die wunderbaren Worte: „Du fragst sehr gut, Sokrates!“ Es heißt dies etwa! „Du bist richtig erwacht und im richtigen Erwachen darin. Ich antworte gern denen, die gut fragen“. Diotima an Sokrates: „Du fragst sehr gut, Sokrates und ich antworte gern denen, die gut fragen!“ Und Sokrates hat diese erste Liebe zu der Weisheit. (Es heißt ja: die erste Liebe, das ist die eigentliche. Das ist im Geistigen genauso. Die erste Liebe ist die eigentliche, davon geht man dann nicht wieder ab. Sokrates geht nun auf den Markt von Athen und fängt an, die Leute durch Fragen zur inneren Geburt zu bringen. Das ist ja jene großartige Methode, für die sich auch Schiller eingesetzt hat, die ja durch das ganze Abendland geht, so daß im Gespräch zwischen den beiden miteinander Sprechenden die Weisheit herausspringt — nicht durch Belehrung, sondern durch das mittelbare der Erweckung der Frage, das heißt durch das Helfen zum Wachwerden an der Außenwelt. So geht denn Sokrates auf den Markt von Athen und das hat natürlich auch familiäre Folgen, denn zu Hause hat er Weib und Kind. Eigentlich war Sokrates Bildhauer. Seine Frau machte ihm Vorwürfe: „Sokrates, du gehst auf den Markt, du tust Unnützes; du verbrauchst die Zeit, du verbrauchst auch die Zeit der Anderen; die Kinder schreien nach Brot. Warum sorgst du nicht dafür, daß Weib und Kinder er-

nährt werden? Aber er geht auf den Areopag und verbraucht seine Güter, ohne etwas dafür zu bekommen.

Er verbraucht sein Eigentum und verbraucht seine Zeit um die Menschen herauszurufen aus ihrem philiströsen Dasein des Nichtwissens. Da gibt es ja jene wunderbare kleine Erzählung, daß eines Tages, als Sokrates im Philosophenmantel wieder auf den Markt ging, ihn jene Xantippe erst ausschimpfte und ihm dann noch einen Eimer Wasser hinterher goß. Sokrates wandte sich im Vollbewußtsein seiner Bestimmung um und sagte: „Dachte ich es mir nicht, daß hinter dem Donner noch ein Regenguß kommen muß!“

Betrachten wir auch in kurzen Zügen den Tod des Sokrates. Sie wissen ja, er wurde angeklagt, die Jugend verführt zu haben und so weiter. Oft werden ja Menschen angeklagt, die es unternehmen, andere Menschen zur Wachheit zu bringen. Das ist auch heute noch so. Man wird angeklagt, weil man die Vorurteile des Althergebrachten nicht mehr glaubt. Die Athener bieten ihm den Schierlingsbecher an. Die Athener waren ja im Grunde dann auch wieder Weichlinge; denn sie dachten, wenn wir diesen großen Sokrates zum Tode bringen, dann kommt die schlechte Meinung auf uns. Sie haben die Gefängnistüren immer offen gelassen und haben gehofft, daß er doch wegginge! Sokrates aber ging nicht weg, sondern er starb — aus einem sozialen Grunde und einem spirituellen Grunde. Er sagte sich: Mein Leben lang habe ich mit den Gesetzen dieser Stadt gelebt. Jetzt hat sich das Gesetz gegen mich gewendet, jetzt will ich auch keine Ausnahme sein, ich sterbe. Und der spirituelle Grund ist der, daß er sagt: Mein Leben lang habe ich durch das Suchen der Mysterien durch die Philosophie das Unsichtbare gesucht, jetzt komme ich mit meinem ganzen Sein ins Unsichtbare! Wenn man stirbt, wird man im wahren Sinne ein Totalphilosoph. Und da soll ich jetzt davor zurückschrecken? Es ist ja auch großartig, daß er nicht kurz vor seinem Tode noch eine Proklamation seiner Lehre oder seiner Mission gibt. Er sagte nur: „Wir schulden dem Asklepios noch einen Hahn“ — und dann stirbt er.

Platon, sein Schüler, der im Sinne des Griechischen schon ein berühmter Barockdichter war, erlebt das mit. Ein Märtyrer der Wahrheit, ein Märtyrer der Philosophie — gar nicht anders als die Märtyrer des Christentums. Es ist nur zeitlich verschieden, qualitativ ist es genau dasselbe: Märtyrer des Christentums oder der Philosophie, Märtyrer des Seins zu sein. Heute ist es auch noch so. Heute wird man zwar nicht gerade gleich getötet — aber man wird des Irrtums beschuldigt, wenn man in der Wahrheit lebt, was nicht viel anders ist, als wenn man den Schierlingsbecher trinken muß. Man trinkt ihn auch, aber er vergiftet heute nicht gleich körperlich. Man trinkt ihn,

denn es heißt auch im Evangelium: „Und so sie etwas Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden“ Das ist nicht nur äußerlich gemeint, sondern auch, wenn man einen Angriff hinnimmt, so wird er nicht schaden. Ja, „Leid bringt die Wahrheit wohl, nie bringt sie Reue“ Reue allein ist Gift, wenn man so will. Das ist das seelische Gift, an dem man auch zugrunde gehen kann. Das erlebt Platon — und nun wird dieses Erlebnis für Platon bestimmend. — Er verbrennt ja seine Dramen, er hat eine Reihe Dramen geschrieben, denn er war schon ein bekannter Dichter. Er verbrennt seine Dramen und sagt: Für diesen, der Blutzzeuge der Philosophie ist, im Sinne Dieses will ich leben — und er fängt nun an, seinen Lehrer zu erinnern. Er erinnert seinen Lehrer mit einer solchen Kraft, man könnte sagen, die Kraft des Erinnerns wird zur Methode seiner Philosophie — die Liebe zu seinem dahingegangenen Lehrer wird ihm zur philosophischen Methode. Innerhalb der Weltgeschichte gibt es nichts größeres, als wenn ein großer Mann von einem größeren verehrungswürdig spricht. Das ist unmittelbar moralbegründend. Wenn ein großer Mann von einem größeren verehrungswürdig spricht, und wenn man es umdreht, kann man vielleicht sagen: Es gibt überhaupt kein anderes Mittel, sich gegenüber einem Größeren zu halten, als ihn anzuerkennen. Sonst wird man vernichtet. Das übte Platon, weswegen seine Philosophie eigentlich eine Liebesphilosophie ist. Seine Philosophie ist aus der Liebe heraus geboren, und die Methode dieser Liebesphilosophie ist die Erinnerung an den geliebten Lehrer. Die Erinnerung fängt bei Platon an, sich zu verselbständigen, geht über diesen geliebten Lehrer hinaus, wird Welterinnerung und kommt bis zur Genesis der Welt. Deswegen kann Platon Kosmogonie, Theogonie, all dieses schildern. Liebe wird Weisheit durch die Kraft der Erinnerung. — Und dann sehen wir, wie Platon diesen Begriff der Anamnesis entwickelt, was ja Erinnerung heißt — auch gleichzeitig Vergegenwärtigung —, daß etwas Vergangenes durch die Kraft erinnernder Liebe gegenwärtig gemacht werden kann. Das wird für einen Teil der griechischen Kultur der Boden, worauf sie steht. Denken Sie doch, daß das Evangelium Christi ja in die griechische Sprache hineingeboren worden ist und da hinein hat sich diese Botschaft vom Sein — die Botschaft Christi, ist ja, philosophisch gesehen, die Botschaft vom Sein — ergossen. Wenn Christus sagte beim Abendmahl: „Tuet dieses zu meinem Gedächtnis“. Dann wird im Evangelium jenes Wort geschildert, das für Platon die Tragekraft seiner Seele war: Tuet dieses in meiner Anamnesis; denn wenn ihr es tut in meinem Gedächtnis, in meiner Vergegenwärtigung, dann bin ich genauso da für euch, wie — wenn ich so sagen darf — für Platon die Weltgenesis in der Erinnerung da war.

Die platonische Schule ist nicht ein Gebäude gewesen, wo man

Vorlesungen hielt, sondern das war ein Garten in dem, namentlich im Sommer die Schüler — man könnte sie auch einfach Jünger nennen, das ist im Griechischen dasselbe Wort dafür — saßen. Wenn dann Platon die Gunst der Stunde fühlte, dann kam er zu ihnen zum Gespräch, und die Schüler strömten zu ihm, und dann führte er sie in die Erinnerung der Welt. Unter ihnen war ein besonderer. Als er einmal fehlte, sagte Platon: „Dumpfheit herrscht im Raume, Aristoteles fehlt!“ Was tut nun Aristoteles? Aristoteles ist eingeführt worden durch Platon in die Kraft der Erinnerung. Auch diese Kraft der Erinnerung wird für Aristoteles die Sehnsucht nach rückwärts, aber es wird eine Halberinnerung, die andere Hälfte seiner Seelenkraft, die nicht in der Erinnerung aufgeht, wendet sich zur Außenwelt. Man möchte sagen Wissenstrieb ist für Aristoteles eine Halberinnerung. Diese Begriffe finden Sie nirgends dargestellt, das kann man nirgends nachlesen; das ist meine Meinung aus dem Gange der Geschichte heraus, sowie ich sie verstehe. Diese Halberinnerung wird zum Wissenstrieb? Deswegen kann er auch das Wort Metaphysik so gebrauchen; daß das ein Terminus technicus ist, der stets die Verbindung zwischen Erinnerung und Hinwendung zur Außenwelt bedeutet. Es ist nicht in dem Sinne, wie heute der Begriff Metaphysik verstanden wird, daß man begrifflich etwas hinter die Erscheinung denkt. Metaphysik ist für Aristoteles das Physische und was von dieser Anamnesis herkommt — was ja Ideen sind, was Begriffe sind, was die Seele bereit macht, das Physische zu verstehen. Im Grunde ist Metaphysik im Sinne des Aristoteles das, was heute Erkenntnistheorie wäre. Als man später die Mysterien nicht mehr wußte und der Erinnerungsteil abfiel, kam die Metaphysik auf, die dann keinen Wert mehr für das Weltganze hatte — und auch nicht für die eigene Seele.

Nun will ich versuchen, zur aristotelischen Philosophie, namentlich, zur Begriffsphilosophie, einen Schlüssel zu geben aus dem Gang der Geschichte heraus. Also diese Metaphysik des Aristoteles besteht ja aus einzelnen Büchern, man könnte sagen, es sind Vorlesungsnotizen. Es ist aber nicht so, wie sich heute ein Professor Vorlesungsnotizen macht, die er dann schön zusammenbaut; das ist doch alles ein wenig platonischer geschehen: Aristoteles hat das immer wieder neu aus sich herausgeboren. So finden wir, daß diese Bücher des Aristoteles keine logische Folge haben, in dem Sinne, wie man heute Logik versteht. Wir beobachten bei Aristoteles immer wieder das neue Bilden der Seinsbegriffe und -ideen. Das erlebt man auch, wenn man zum Beispiel die „Phänomenologie des Geistes“ von Hegel liest, ehe er die „Wissenschaft der Logik“ schrieb. Dieses Buch ist innerlich so unfertig und ist zugleich so unmittelbar. Er kommt garnicht in eine Perfektionierung, sondern er richtet immer wieder neu den

Blick auf die Ideen. So sind ja meistens die Erstlingsschriften — wie zum Beispiel auch die Erstlingsschriften des Thomas, „Über das Sein und das Wesen“. Dies ist etwas wie ein Proömion, und sie enthalten bei Thomas wie bei Hegel in der Methode auch schon den Inhalt. So ist es bei Aristoteles auch. Aristoteles sucht mit seinen Begriffen das Geistig-Physische. Wohl gemerkt, er ist in dem „morgendlichen Erwachen; und nun ist es eigentümlich in seinem Schicksal, daß er eine Reise nach Samothrake machen muß. Wenn man nun das aristotelische Leben und auch seine Philosophie kennt, dann muß man sich fragen: Was wäre seine Philosophie geworden, wenn er diese Reise nicht hätte machen dürfen?

Ich will nun versuchen, den eigentlichen Ansatz der aristotelischen Philosophie zu fassen. Es gibt atmosphärisch-geographisch bestimmte Dinge, in einer Gegend. Die Welt ist nicht indifferent, es gibt bestimmte Orte, da ist es anders als an anderen Orten. Aristoteles kommt mit der Empfindung, eines geistig erfrischenden Erlebens nach Samothrake. Er geht über die Insel, deren Tempel zum Teil schon in Schutt und Trümmern liegen. Die Kabirenmysterien wurden wohl noch traditionell dargestellt (vor allem wurden Wettervorhersagen darauf gegründet, was man ja eigentlich nicht machen sollte). Er geht also über diese Insel, und Aristoteles war viel zu offen, um nicht zu spüren: Hier ist ein Ort, der einen anregt zu sagen: Da ist einmal das Paradies gewesen! Das hat mit dem Atmosphärisch-Geographischen zu tun. Und Aristoteles hatte das Erlebnis auf Samothrake: Hier an diesem Ort, wo man die Kabieren verehrte, da erlebe ich noch etwas von diesem Geistig-Physischen. Ich kann es nur nicht ausdrücken, ich nenne es einmal das Sein. Dann sagt er: Wie bekomme ich dieses Sein, von dem ich durch die Tradition weiß, und das ich erlebe unterhalb des Gedankens, wenn ich auf Samothrake bin, wie bekomme ich dieses Mysteriensein in mein Bewußtsein? Dieses Erlebnis des Geistig-Physischen ist der Schlüssel, der ihn befähigt, dann die „Metaphysik“ darzustellen. Wie bekommt er das nun in sein Bewußtsein? Er ist ein erwachender Mensch und hat diese Erlebnisse, die er dann in der „Metaphysik“ schildert, die in ihrer Reihenfolge so außerordentlich gesund sind. Dieser Mensch wacht auf, reibt sich den Schlaf, den Seinsschlaf, aus den Augen, öffnet die Augen, und unmittelbar antwortet in ihm seelisch die Tugend der Verwunderung. *V e r w u n d e r u n g* ist der Anfang der Philosophie! Dann kommt er auf das Organ, welches ihm d a s seelisch vermittelt durch die Sinne, er kommt auf das Lob des Auges. — Ich sagte in dem ersten Vortrag, daß diese Sinneswahrnehmung des Auges, die vorne auf uns wirkt, sich nach hinten fortsetzt im Triebe des Wissens, im Wissenstrieb. Und der Wissenstrieb vermittelt den Sinn der Dinge und ist die Freundschaft zur Weisheit, ist Philosophie.

Man kann das ja nachlesen, obwohl ich glaube, wenn man das heute im Deutschen liest und man hat keinen griechischen Text dabei, dann ist das sehr abstrakt, und ich habe immer die Erfahrung gemacht — auch wenn man an der Universität diese alten Philosophen liest — im Grunde, wie die deutsche Sprache vom Griechischen ein Abgrund trennt, so auch beim Lesen der griechischen „Metaphysik“. Das ist gar nicht so einfach, daß man das alles in seine Intelligenz aufnimmt und sagt: Aristoteles hat dies gesagt und er hat jenes gesagt. Genau so war es, als Aristoteles von den Arabern übersetzt wurde. Dann wurde er wieder neu übersetzt von einem Dominikaner. Immer besteht dann die Gefahr, daß man sein gegenwärtiges Bewußtsein hindrängt. Nun sagt sich also Aristoteles: Wie bekomme ich das Sein, die Wirklichkeit — die geistig-physisch ist, die von den Kabirim herkommt, von den Gewaltigen — in mein Bewußtsein hinein? Und er sagt sich: Schau ich mich um, bilde ich Philosophie aus; habe ich Begriffe, dann kann ich sagen: Gut, alles was ich sehe, bezeichne ich vorläufig mit dem Begriff τὸ ὄν, das Sein. Im Grunde kann ich ja nicht sagen, dieses Ding ist n i c h t. Es kommt immer darauf an, auf welchem Niveau ich mich befinde. Also sage ich einmal: das Gegenstandsein, τὸ ὄν, alles das ist! Diesestὸ ὄν, das Sein, ist aber nicht das geistig-physische Sein, sondern die vorläufige Aussage darüber. Ich kann ja nicht sagen: „Die Welt ist nicht!“ Dann lebte ich ja im N i c h t s. Dann bin ich ein Nichts unter Nichtsen.

Als vorläufige Bezeichnung haben wir also: τὸ ὄν. Nun unternimmt es Aristoteles, das vorläufige Sein zu unterscheiden: Er unterscheidet sieben Begriffe, und ich greife davon zwei heraus: Das eine nennt er das Wesenssein; ich möchte den griechischen Begriff dafür auch sagen, weil das keine Definition ist, sondern ein Satz. Aristoteles hat ja eigentlich auch nicht definiert. Er hat das genannt: τὸ τί ἦν εἶναι. τό: das, τί: was, ἦν: war, εἶναι: sein.

Also: τὸ τί ἦν εἶναι, „das was war sein“. Das andre Sein nennt er: συμβεβηκότα, das sind die Akzidenzien, das ist dasjenige, was die Erscheinungsweise des Dinges nach außen ausmacht. Als er später seine Kategorienlehre ausbildet, nennt er das: die οὐσία. Begrifflich-ontologisch nennt er dasselbe später die οὐσία. Die ἕξουσιν sind also die Akzidentien, das sind die Kategorien zwei bis neun. Die erste Kategorie ist also die ὁυσία, die zweite Kategorie und die Akzidentien zwei bis neun, d. h. Qualität, Lage usw. Das sind ja alles Begriffe für Akzidenzerscheinungen, die das Wesen der Dinge nicht betreffen. Damit hat Aristoteles das eine Mal das wahre Sein und zum anderen das Erscheinungssein charakterisiert. Die Substanz und die Akzidenz: was ein Ding ist, ist es seiner Substanz nach, was ein Ding an sich hat, ist es

seiner Akzidenz nach. Nun ein Beispiel: Wenden wir diese beiden Begriffe auf einen Stein an. Wenn wir prüfen, was an diesem Stein Erscheinung ist, so können wir aufzählen: eine bestimmte Rauigkeit, eine bestimmte Größe, ein bestimmtes Gewicht, eine bestimmte Lage, eine bestimmte Form. Wenn man all diese Begriffe dem Stein gewissermaßen abzieht, was bleibt, sagt Aristoteles, ist das, was es schon immer war. Wenn Aristoteles über die Kategorien spricht und einen Begriff erklären will, macht er das so großartig, indem er ihn einfach wiederholt. Wenn ich von der Welt, die um mich herum ist, alle Akzidentien abziehe, so ist das genau so schwer wie die Akzidentien zu erkennen, sogar noch viel schwerer — sich des Denkens zu enthalten ist genau so schwer, wie zu denken, ja noch schwerer —; deshalb ist die reine Wahrnehmung kein Naturzustand, sondern ein Erkenntniszustand, den man nachträglich bewußt herbeiführen muß. Was bleibt, wenn wir alle Akzidentien abziehen oder besser herausziehen? Die Akzidentien, die ich also herausziehe aus der Erscheinung, müssen als Begriffe in meinem Bewußtsein erscheinen. Wenn etwas stirbt, stirbt es ja irgendwohin, das Gleichgewicht verlagert sich ja nur. Aristoteles sagt da so großartig: „τό τι ἦν εἶναι“.

Wenn er begrifflich alle Akzidentien hinwegnimmt, dann bleibt das „was es immer schon war“. Wenn man dieses Wort anders skandiert, wird es zu einer Frage, das „τό τι ἦν εἶναι“, „d a s, was es immer schon war“ — was war es nun eigentlich schon immer? Das Sein der Welt ist eine Frage —. Die Akzidentien, die sehe ich. Nehme ich die Akzidentien weg, was bleibt? „τό τι ἦν εἶναι“, „das, was es immer schon war“. Das weiß Aristoteles aus der Tradition und aus dem Erlebnis von Samothrake. Was war es also nun eigentlich? —

Mit dieser Frage nach dem Sein stirbt Aristoteles. Er hat es sich nicht so einfach gemacht, daß er das Sein mit Elementen aus der Sinneswahrnehmung, wie etwa das Atom oder dergleichen sinnesanalog zu erklären versucht. Er geht nicht über das Phänomen hinweg, sondern er leidet darunter und stirbt darüber. Mit dieser Frage nach dem Sein stirbt er. Was war die Nacht eigentlich, was habe ich in ihr erlebt? — Ich wache auf, habe diesen Doppelblick Anamnesis und Wissenstrieb und kann das Sein in der Sinneswelt nicht finden. Die heutige Zeit geht darüber zur Tagesordnung über. Die Menschen gehen auf in ihrem Beruf, in ihrer Familie und lassen die Frage nach dem Sein dahingestellt — manche ihr ganzes Leben lang.

Mit dem „τό τι ἦν εἶναι“ (to ti än einai) spricht Aristoteles die Grundeinführung griechischer Kultur in Begriffen aus, die heißt: „Die Welt ist schön, die Akzidentien sind schön!“ Daran ist er gerade erst erwacht. Aber das andere Reich, in das ich eintrete, wenn ich sterbe, ins Geistig-Physische, das ist dunkel und schrecklich, weil ich

es nicht kenne. Diese Empfindung hat Homer schon 800 v. Chr. ausgedrückt, indem er sagte: „Lieber ein Bettler im Reiche des Lichts als ein König im Reiche der Schatten“. Lieber ein Bettler im Reiche von συμβελήματα im Reiche der Akzidentien, als ein König im Reiche des Seins; denn dieses Sein entschwindet meinem Blick. Da bleibt Aristoteles stehen — und deshalb geht die Philosophie auch noch weiter.

Aristoteles bildete also bis zu seinem Tode über das wahre Sein keinen Begriff aus, sondern er stellt Begriffe darum herum, so, wie ich auch versuche, um das Sein Begriffe herumzustellen, denn „das Geistig-Physische“ ist — wohlgemerkt — keine Definition, sondern ein Hinweis darauf, daß man einen Begriff habe.

Wie geht es in Griechenland nun weiter? Was wir jetzt betrachtet haben, die Philosophie, war das „Morgenerlebnis“ der griechischen Geistesgeschichte. Jetzt geht es über in die griechische „Mittagsmüdigkeit“. Jetzt kommen die Epikureer, die Stoiker. Die Epikureer braucht man sich nun nicht so vorzustellen, daß sie besonders lustvoll gelebt haben. Sie haben eine Akzidenz besonders wahrgenommen, die besagt; die Ordnungen sind harmonisch — alles immer im Hinblick darauf; das Sein kann man nicht erkennen — wenn der Mensch also sinnvoll in der Welt leben soll, muß er sich ihr mit Lust und Unlust angleichen. Die Stoiker bilden vorwiegend Moralbegriffe aus.

Die „Mittagsmüdigkeit“ tritt ein, es kommt auch die Mystik, die mit anderen Kräften als denen des Denkens das Sein sucht: Plotin, Ammonios Saccas usw.

Nun habe ich also den griechischen „Kulturtag“ geschildert, habe das „Morgenerwachen“ geschildert, und habe geschildert, wo Aristoteles stehen bleiben mußte. Die Griechen konnten das Erleben des Seins nicht erreichen, und die griechische Kultur verfiel wieder in den Schlaf.

* * *

Kurz danach, als das „Morgenerwachen“ des griechischen Geisteslebens stattfand, wird in Israel ein neuer Kulturtag impulsiert. Es ist merkwürdig, daß 400 Jahre nach Aristoteles' Tod ein gebürtiger Hebräer der römischer Staatsbürger war, der geistig ein griechischer sophos war, also die drei Kulturkreise der damaligen Zeit in sich vereinigte, auftrat. Von Beruf war er ein Zeltmacher — aber zugleich ein gebildeter Pharisäer. Ich meine den Saulus Paulus von Tarsos in Kleinasien. Er kommt an die Westküste von Kleinasien und hat etwa in der Gegend von Troja einen Traum. Er sieht einen Mann drüben in Mazedonien, einen Griechen, der ruft: „Paulus, komm herüber!“ Paulus geht hinüber und kommt nach Athen, dahin, wo Aristoteles

seinen Erkenntnisschmerz durchlitten hat. In Athen sieht er die vielen Bildwerke, in denen die Griechen die Götter im Bildnis, das heißt in Gleichnissen verehren. — Er erlebt: Die verhalten sich ja so, als hätte Aristoteles niemals nach dem Sein gefragt, sondern eine der Akzidentien für das Sein erklärt. „Ich bin durch eure Stadt gegangen und habe so viele Götterbilder gefunden!“ Und es heißt im Neuen Testament: „Paulus ergrimmte im Geiste!“ Paulus kommt auf den Areopag! Hier treten ihm die „Mittagsgelehrten“ der griechischen Weisheit gegenüber: Epikureer und Stoiker. Das Volk sagt: „Es sieht aus, als wolle er neue Götter verkünden“, und sie nennen ihn: „du Lotterbube!“, wie es im 17. Kapitel der Apostelgeschichte nach Luthers Übersetzung beschrieben ist. Im griechischen Text heißt es „σπερμολόγος“, „du Worteausstreuer“, du „Wortesämann“. Das ist sophistisch gemeint und will sagen: „Zu viele Worte machen“. Wie kommt Luther zu der Übersetzung „Lotterbube“? An dieser Stelle muß man den Übersetzungstext verbessern, sonst kommt man in die Gefahr zu meinen, die Griechen hätten über Paulus schlecht gedacht. Natürlich haben einige gesagt „du Vielredner“, aber nicht „du Lotterbube“.

(Ich möchte hier noch ein anderes Beispiel erwähnen, wo Luther eine Übersetzung sozusagen „getauft“, verchristlicht, hat. Das ist im neunzigsten Psalm, den Sie ja kennen, und in dem es heißt: „Unser Leben währet siebzig Jahre, wenns hoch kommt, sind es achtzig und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon“. Das hat keine innere Logik. Der Urtext heißt richtig übersetzt: „Unser Leben währet siebzig Jahre“ — man muß sich vorstellen; Salomon ist der Resignierende der hebräischen Geschichte, und David und Salomon haben das aus Resignation gesagt — „Unser Leben währet siebzig Jahre, wenn es hoch kommt, sind es achtzig, und wenn es köstlich zu sein schien, dann war es doch nur Mühe und Arbeit, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon“. Das konnte Luther nicht ertragen — die alten Hebräer haben ja kein Arbeitsethos gehabt — und aus sozialem und christlichem Empfinden sagte er: „Und wenn es köstlich war, d a n n w a r e s Mühe und Arbeit.)

Die Athener sagten also zu Paulus: „Du Vielredner, du Wortesämann, es sieht so aus, als wollest du neue Götter verkünden.“ Und Paulus, der auf dem Platze steht, wo Perikles die berühmte Rede auf die Gefallenen gehalten hat — Paulus steht da, wie ein Schüler und Bote des Seins — das Ganze wird vor dem Welttribunal verhandelt — und er spricht: „Ich bin durch eure Stadt gegangen und habe gesehen“ — ich sage es jetzt im Sinne des Aristoteles-Dialoges — „Ihr habt euch Bilder aus συμβεβηκότα, aus den Akzidentien genommen,

und haltet sie für das Sein. „Und er wendet sich gegen die Philosophie der Epikureer und Stoiker, nur aus diesem Grunde — „aber, ich habe einen Altar gesehen, auf dem stand: ‚Dem unbekannten Gott!‘“ — Das ist aristotelisch gesehen: Ich habe einen Altar gesehen, da habe ich die Bemühungen des Aristoteles nachempfunden, und seine schmerzvolle Erfahrung: Das Sein kann man in der Sinneswelt nicht finden! — Was war nun eigentlich das Geistig-Physische, das wir gleichzeitig antik „die Götter“ nennen? Das ist der unbekannte Gott! τὸ τὶ ἦν εἶναι könnte man auch übersetzen: Das unbekannte Sein, der unbekannte Gott. Das sagt etwa Paulus. In der Apostelgeschichte sagt er es natürlich nicht mit diesen Worten, aber doch in diesem Sinne; denn in diesem Augenblick hat Paulus ein posthumes Gespräch mit Aristoteles in seinem Erkenntnisschmerz gehabt, denn warum ginge er sonst nach Athen? In dieser Stadt spricht er im Grunde aus den untergründigen Strömungen des griechischen Geistes- und Empfindungslebens heraus, das von Homer über Aristoteles bis zu den Epikureern und Stoikern geht und legt seinen Finger auf die wesentliche Stelle dieses griechischen Geisteslebens: „τὸ τὶ ἦν εἶναι“.

Wer war nun eigentlich der unbekannte Gott? — Er ist als Logos drüben in Israel, als Bote des Seins in Menschengestalt erschienen! Und indem Paulus den erschienenen Logos schildert, beantwortet er im Geistgespräch mit dem posthumen Aristoteles dessen schmerzvolle Erkenntnisfrage. Warum konnte das Paulus? Erinnern wir uns wieder an den „Geistestag“ mit den vier Begriffen. Paulus konnte das, weil nämlich, als die „Mittagsmüdigkeit“ des griechischen Weltentages einsetzte und die Epikureer und Stoiker aufkamen, dafür gesorgt war, daß drüben in Israel ein neuer „Geistestag“ inauguriert wurde. Der war nicht geistig — keine neue Lehre —, der war nicht physisch —, sondern dieses Ereignis war geistig-physisch. Deshalb wurde im Markus-Evangelium von dem Christus gesagt: „Er spricht aus der Vollmacht“, so heißt es in der Übersetzung. Im Urtext heißt es aber: „Er spricht aus der Kraft der Exusia“. Dieser Jesus von Nazareth spricht aus der Kraft, die gesagt hat: „Es werde Licht!“ und es ward Licht. Eine neue Schöpfung, in der sich das Sein in neuer Gestalt offenbart. Das Sein hat in neuer Gestalt Akzidenz angenommen — ich spreche jetzt wieder philosophisch, nicht theologisch — es ist die höchste des universalia in rebus: die Inkarnation des Logos. Paulus hat es selbst aber garnicht gesehen; er war ja gar kein Jünger Jesu. Woher hat er seine Erkenntnis? Die wesentlichen Erscheinungen des Christentums sind ja von der umgebenden Menschheit nicht wahrgenommen worden, sie haben sich für die ja im Dunkel des Bewußtseins abgespielt. Der Mysteriengehalt der

durch Christus offenbar geworden ist, ist nicht wahrgenommen worden. Als die Kreuzigung war, schiefen die Jünger außer einem: Johannes. Und über die Auferstehung rätseln die Theologen herum und fragen: Was war das eigentlich? Ist sie geistig zu verstehen, dann ist sie ein Symbol; ist sie physisch zu verstehen, dann ist sie ein Mirakel. Nein, sie ist geistig-physisch, mysterienhaft; von daher kommt die Wandlung beim Abendmahl. Ist sie geistig zu verstehen, also nur mit den Begriffen, dann ist sie Philosophie, dann ist sie ein Gleichnis, geschehen „als ob“; — ist sie physisch, also in der Wahrnehmungswelt geschehen zu verstehen, dann ist sie ein Mirakel, ein Wunder, über das man nicht nachdenken darf —, „mysterium fidei“, Glaubensgeheimnis — weil man es nicht verstehen kann —. Nein, es ist geistig-physisch und gehört zu der Mysteriennacht eines neuen Weltentages.

Jetzt, kurze Zeit danach, nachdem dieser Schlaf gewesen ist, in dem das Sein neu inauguriert worden ist, kommt Paulus, der bei den Ereignissen in Palästina gar nicht dabei war, nach Damaskus. Es wäre sehr interessant zu schildern, wie Paulus nach Damaskus kommt und was er da erlebt, denn es ist das Parallel-Ereignis dazu, wie Aristoteles nach Samothrake kommt, denn es ist beidemale das Morgenerlebnis einer neuen Kultur. Was erlebt also Paulus vor Damaskus? Er wird ent-setzt, und es spricht sich in seiner Schau das Sein aus, das einen Namen trägt und ihn belehrt über die Wirklichkeit der Welt.

Deswegen konnte er vierzehn Jahre später an die Korinther schreiben: „Ich kenne einen Menschen, lebend in Christo — ob er im Leibe war oder außer dem Leibe, weiß ich nicht, nur Gott weiß es — und er hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann noch darf“. Er war in die Welt entrückt, wo Worte nicht nur Gedanken-träger sind, sondern Seinsträger. Dieser Mensch kommt nach Athen. Die Athener, die ihn umstehen, gehören einer qualitativ anderen Bewußtseinsphase an; sie stehen in der „Mittagsmüdigkeit“ der Philosophie des griechischen Weltentages. Der in der Mitte steht, Paulus, repräsentiert das „Morgenerwachen“ des christlichen Weltentages, und das „Morgenerwachen“ der christlichen Weltenzeit kann der „mittagsmüden“ griechischen Philosophie Auskunft geben über die Schmerzensfrage des Aristoteles.

Wie geht es jetzt weiter? Es geht so weiter, daß einige der zuhörenden Griechen Schüler des Paulus werden, vor allen Dionysios areopagita — und dieser Dionysios areopagita und seine Schüler tragen den westlichen Aristotelismus — erinnern Sie sich daran, was ich im letzten Vortrage sagte — nach Paris über Theophrastus, den Schüler des Aristoteles, und geben den Dominikanern und damit

Thomas von Aquino das geistige Rüstzeug des Aristoteles in die Hand.

Wir wollen jetzt fragen: Wie lange dauert denn das „Morgenerwachen“ des christlichen Weltentages? Der griechische Weltentag war ja ganz kurz: Sokrates, Platon, Aristoteles, Skepsis — und der Tag versinkt. Es war so, als wenn ganz kurz einmal ein Erwachen, wie beispielhaft, vorexerziert werden müßte, damit sich alle künftigen Geschlechter darauf hinorientieren können. Wie der griechische Weltentag sich in der „Mittagsmüdigkeit“ befindet, kommt der christliche Weltentag mit seinem „Morgenerwachen“ im Geistig-Physischen, Morgenerwachen der Philosophie — man könnte in diesem Sinne Paulus den ersten Philosophen der christlichen Mysterien nennen — und er hat Schüler gehabt, er hat die christlichen Väter gehabt, die wir in der Patristik kennen lernen, und es geht weiter bis zu Thomas von Aquino.

* * *

In Thomas von Aquino hat man wieder eine Parallelerscheinung zu Aristoteles, der geistig von Samothrake herkommt und zu Paulus, der geistig von Damaskus herkommt. Bei Aristoteles war es so, daß er über der unbeantworteten Frage stirbt: Was ist das Sein? — Bei Paulus ist das Sein aber in Menschengestalt erschienen, und nun fängt Thomas von Aquino an, das offenbarte Sein durch seine durch Aristoteles geschärfte Denkkraft in sein Bewußtsein aufzunehmen. Er erkennt: „Das Sein, wie es Aristoteles noch nicht erkannt hat, wie es bei Paulus sich offenbart hat, kann durch meine Denkkraft begriffen werden und in meinem Bewußtsein zur Erscheinung kommen. Durch Thomas von Aquino ist die aristotelische Philosophie zum großartigsten Kommentar — aber nur zum Kommentar — für die christliche Offenbarung geworden.

Wie geht es nun weiter? Ich kann heute leider nur die große Linie der Entwicklung aufzeigen. Viele Einzeldinge, die erst recht interessant wären, kann ich in diesem Vortrag nicht alle unterbringen. Jetzt müßte man z. B. die Universalienlehre noch einmal daraufhin untersuchen, inwiefern sie Kommentar ist. Ich möchte die thomistische Philosophie eine ästhetische nennen — nicht dem Inhalt — aber der Methode nach. Es ist bei Aristoteles ja so, daß er die Begriffe sozusagen noch von außen anschaut; Thomas hat die Erkenntnis-haltung, daß er die Begriffe auf sich selbst, auf sein eigenes Bewußtsein bezieht, so wie man z. B. bei einem ästhetischen Urteil nicht sagt: Die Rose ist eine Pflanze — das ist ein Denkurteil, ein wissenschaftliches Urteil —. Wenn ich aber sage: Die Rose ist schön! Dann beziehe ich sie wenigstens zur Hälfte auf mich. Diese Haltung ist bei Thomas zur Erkenntnismethode geworden — Aristoteles stellt mit

der Logik der Begriffe die Frage „Was ist das Sein?“ Thomas: „Das Sein ist erschienen; ich beziehe es auf mich“. Thomas erkennt sozusagen mit der „Logik des Fühlens“. Wenn ich sage: Jemand ist schön, jemand ist lieb, so gründen sich diese Urteile ja auf mein Fühlen. Das ist die „Logik des Fühlens“. Deswegen kann man eigentlich nicht sagen, daß Aristoteles religiös gewesen wäre; aber Thomas ist es gewesen. Er bildet die Philosophie des Fühlens aus. Wir schilderten ja, wie Thomas seine Philosophie entwickelte, und wie er am Ende seines Lebens diese Schauerlebnisse hat und sein Schüler, Reginald von Piperno sagt: „Thomas, diktiere doch die summa theologica zu Ende“. Es fehlte ja nicht viel. Es ist wie bei den gotischen Domen, wo der eine Turm nicht zu Ende gebaut worden ist. Da sagt Thomas: „Nach dem, was ich heute Nacht geschaut habe, kann ich kein Wort mehr schreiben; ich schreibe nicht mehr“. Warum kann Thomas kein Wort mehr schreiben? Weil Thomas erlebt hat: „Es gibt noch etwas Anderes, als daß ich das Sein nur kommentiere, das heißt, es durch Denken zu mir in Beziehung setze. Wie erlangt aber das Denken selbst die Wesenhaftigkeit des Seins? Wie kann das Denken so entwickelt werden, daß es nicht nur eine Kunde vom Sein gibt, sondern, wie wird es selbst seinshaft, immanent christlich, nicht nur eine Kunde von Christus? Wie finde ich das Sein selbst im Denken, wie bekomme ich das Sein in meine Ideen hinein?“ Über diese Frage stirbt Thomas. — Aristoteles stirbt über der Frage: „Das Sein ist; aber was ist es?“ Thomas: „Das Sein ist offenbart durch Christus; ich kann mich zu ihm in ein Verhältnis setzen, ich verstehe es, ich kommentiere es“ — aber er stirbt über der Frage: „Wie bekomme ich das wirkliche Sein in mein Denken?“ — Bei Thomas sind wir am Ende der „morgendlichen“ Entwicklung des christlichen Weltentages.

Kurz darauf kommt die „Mittagsmüdigkeit“, der Nominalismus usw., wie ich es im letzten Vortrag geschildert habe. Die Sinneswelt überwiegt im Nominalismus — das ist „Mittagsmüdigkeit“. — Dann kommen die Moralprediger: „Seid gut!“ — weil sie geistig nicht ausgeschlafen sind. Innerhalb des christlichen Weltentages ist nun die Skepsis sehr kurz. Dann folgt unmittelbar darauf die Mystik. Die Mystik wird nun wieder vorwiegend durch Dominikaner entwickelt: E c k e h a r d und T a u l e r — Greift dann über auf die Reformation, in Gestalt der reformatorischen Mystiker. Jetzt ist „Abend“. Was geschieht jetzt? Jetzt müßte die Geisteskultur doch wieder in die Mysterien eintreten, jetzt wäre es wieder an der Zeit. Aber jetzt hat man nicht den mystischen Schlaf, sondern die geistige Landschaft verändert sich durchaus: Es geht noch einmal eine Abendsonne auf in Gestalten wie Hegel, Fichte, Schelling, Goethe —

die deutschen Idealisten. Sie haben eine Ahnung vom Geistig-Physischen. Was Schelling schildert, wie aus der Erinnerung — was Goethe neu begründet durch seine „anschauende Urteilskraft“ ist mehr, als wenn ich einen geoffenbarten Inhalt zu mir in Beziehung setze. Der deutsche Idealismus war noch einmal eine wunderbare Abendröte —. Jetzt kommt die Nacht! Was nun kam, nennt man den Materialismus — das philosophielose Zeitalter. Die Nacht kam und verbreitete geistige Finsternis. Einer trat nun hervor und hatte in sich die Frage des Aristoteles als Erlebnis: „Was ist das Sein?“, und die Frage des Thomas: „Wie bekomme ich das Sein, die Wirklichkeit, ins Denken herein?“. Es ist der junge Rudolf Steiner. Er schreibt seine Doktordissertation: „Prolegomena zur Verständigung des philosophierenden Bewußtseins mit sich selbst“, die dann unter dem Titel „Wahrheit und Wissenschaft“ als Buch erschienen ist. In seiner „Philosophie der Freiheit“ schildert er dann: Nicht die Begriffe untereinander ergeben die Wahrheit (Aristoteles), nicht daß ich eine Offenbarung nachträglich auf mich beziehe (Thomas), geistige Autoritäten sind dem Menschen nicht mehr gemäß, sondern ich finde die Wirklichkeit — (wie es Herr Bauer in seinem erkenntnistheoretischen Kurs so wunderbar dargestellt hat) — im Denken selbst, in dieser sprudelnden Mitte. Da fallen alle Gegensätze: Bewußtsein und Dasein, Subjekt und Objekt, Geist und Physis im Sein zusammen werden identisch in dieser Mitte des Denkens, des Denkens in diesem Erkenntnisprozeß selbst.

Auf den Erkenntnis p r o z e ß, nicht auf sein Ergebnis kommt es also an, so wie es bei Goethe heißt: „Im Weiterschreiten find't er Ziel und Glück!“, denn auf das Weiterschreiten kommt es an, nicht auf die Stufen, die ich dabei durchschreite. Das muß man jedem Menschen in seiner Potenz zugestehen, das allein ist seine Würde und die Quelle seines menschengemäßen Lebens. Will man für diesen Erkenntnisprozeß, der sich aus sich selbst trägt, und der keiner äußeren Bestimmung und Bedingung bedarf, einen adäquaten Begriff finden, dann käme für diesen Vorgang nur der Begriff der Freiheit in Frage. Alles andere sind bestenfalls erste Vorstufen der Freiheit. Da, wo der Mensch aus der ureigenen Kraft seines Denkens heraus schöpferisch wird, da ist seine Würde. Braucht man dafür einen Begriff, so ist es die Idee der Freiheit. Alle Menschen sind in der Potenz darauf angelegt; das ist unsere Bestimmung. Wir tragen in uns, wie Hegel zeigt, die geistes-geschichtliche Erinnerung von Thomas, von Aristoteles, aber dabei darf es nicht bleiben, sondern der Entwicklungsprozeß des Bewußtseins muß weitergehen und darf nicht steckenbleiben. Wir müssen dazu fortschreiten, uns aus unserem eigenen Bewußtsein heraus mit dem Sein zu verbinden und dadurch unser eige-

nes Sein zu begründen. Dabei wird man finden, daß sich das vollzieht wie in der Logik: Habe ich zwei Begriffe, so können sie sich nur gemäß ihres Inhalts miteinander verbinden; habe ich zwei Menschen, die in ihrer Freiheit, im Quellgrund ihrer schöpferischen Kraft sich finden, dann stehen die nicht gegensätzlich zueinander, dann fällt Freiheit und Gemeinschaft zusammen. Das nennt Rudolf Steiner den ethischen Individualismus.

Wenn wir der Idee der Freiheit die allein aus diesem Vorgang der Erkenntnis der Wahrheit gewonnen werden kann, eine Hütte bauen, eine Ordnung gründen, dann tun wir das im Grunde nicht für die Freiheit, sondern die Freiheit in uns baut sich selbst ein ihr adäquates Gehäuse, einen Daseinsplatz — und dem dient unser Seminar.

Berthold Wulf

Grundsätze freiheitlicher Politik

Der Rücktritt Adenauers, der Tod Kennedys, das Verschwinden Chruschtschows von der politischen Bildfläche und die Wahlniederlage der Konservativen unter Douglas-Home — und damit dann die Übernahme des Bundeskanzleramtes durch Erhard, des amerikanischen Präsidentenamtes mit nachfolgendem überwältigendem Wahlsieg durch Johnson, das Auftauchen Breschnews und Kossygins aus der sowjetischen Anonymität und schließlich der Labour-Wahlsieg unter Wilson — diese großen Veränderungen im Bilde der politischen Landschaft innerhalb von rund zwei Jahren, während deren zwei andere überragende Gestalten der Nachkriegszeit, de Gaulle und Mao Tse-Tung, außerordentlich an Einfluß und Macht gewonnen haben, bedeuten zugleich eine solche Veränderung der weltpolitischen Entwicklung selbst, daß es an der Zeit ist, unseren eigenen politischen Standpunkt zu überprüfen und unsere politischen Möglichkeiten neu zu durchdenken.

Die große, weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen der Person und dem Kollektiv, die sich bislang — grob gesprochen — in dem Kampf zwischen dem kollektivistischen Osten und dem individualistischen Westen manifestierte, ist in ein neues Stadium getreten. Der Kalte Krieg ist dabei, neue, undurchsichtigere Formen anzunehmen. Die starren Fronten weichen auf. Die Völker des Ostens werden selbstbewußter, nationalistischer; die Menschen des Westens

skeptischer, unsicherer (soweit die Menschen hier überhaupt noch an etwas anderes als an ihr privates Glück denken). Die so vielversprechende Ära Kennedy ist eine weltgeschichtliche Episode geblieben.

Erinnern wir uns: schon die Wahl Kennedys zum amerikanischen Präsidenten und insbesondere dann seine Inaugurationsrede kündigten eine große Wende in der Weltpolitik an. Kennedy wollte den starren Ost-West-Gegensatz überwinden. Zu „neuen Horizonten“ wollte er die Völker des Westens, ja die der ganzen Welt führen. Das etwa war seine Vision: eine große, weite, eine unendlich freie Welt, bevölkert von freien einander gleichgestellten Menschen, die miteinander im freiesten, friedlichen Austausch der Güter, Leistungen und Ideen stehen. Und Kennedy vermochte es, diese Vision einer halben Welt zu vermitteln, sie nach der Verwirklichung dieser Schau streben zu lassen. Freilich, er hatte dabei ungeheure Widerstände zu überwinden. Im Äußeren, im Inneren. Nur mit einem unvergleichlichen Einsatz von Mut, Entschlossenheit und Weitsicht gelang es ihm, die Sowjets in ihre Schranken zu verweisen. Seinem Kampfe um die Befreiung des Menschen im Innern fiel er dann selbst zum Opfer. Eine aus Gemeinheit und Haß entsprungene, eine der bösesten Mordtaten der Weltgeschichte traf ausgerechnet den Mann, der aller Tyrannei, Armut, Krankheit und Krieg in der Welt den Kampf angesagt hatte; den Mann, der wie kaum je ein anderer der Großen der Weltgeschichte Macht und Geist in seiner Person vereinigte, so vereinigte, daß nicht der Intellekt zum Diener des Willens zur Macht erniedrigt wurde, sondern so, daß die Macht ganz im Dienste seiner Grundsätze, im Dienste des Rechts und der Freiheit stand. „Eine kurze augusteische Epoche Amerikas“ fand mit den Schüssen von Dallas ein jähes Ende.

Ein trüber, leerer, hausbackener, ein um Unendliches ärmerer Alltag hat seitdem in Amerika wieder seinen Einzug gehalten. Kein Charisma umgibt mehr einen amerikanischen Präsidenten. Trotz der noch immer überragenden Führungsposition der USA ist es, als seien die Völker des Westens irgendwie allein gelassen; als sei nun jedes Land ganz allein auf sich gestellt; als habe das westliche Boot, in dem bislang doch alle leidlich sicher saßen, den Kompaß verloren und nun versuche jeder für sich allein, das rettende Ufer zu gewinnen.

Kennedys außenpolitische Konzeption umfaßte das „Grand Design“ und die „Friedensstrategie“. Das „Grand Design“: die wirtschaftliche Integration Europas, einschließlich Englands und der EFTA-Länder, zu einem übernationalen Organismus, der mit den USA die „Atlantische Partnerschaft“ eingeht. Und die „Friedensstrategie“: äußerste Kriegsbereitschaft für alle Fälle; jedoch gleichzeitig so viele Kon-

takte mit dem Osten wie möglich, um diesen aufzuweichen und im Sinne der freiheitlichen Ordnung zu verändern.

Im Grunde entsprach Kennedys Konzeption, von uns aus gesehen, genau dem Rat, den die Göttin Circe einst Odysseus gab: um dem größeren, übermächtigen Übel der Charybdis zu entgehen, mußte sich Odysseus der kleineren Gefahr der Scylla aussetzen; um nicht alles zu verlieren, um überhaupt zwischen Scylla und Charybdis hindurchzukommen, mußte Odysseus der Scylla sechs Mann opfern; und um dieses notwendige Opfer ertragen zu können, mußte er sich gegen deren Schreie taub stellen. Nur so — aber eben so! — kam Odysseus, der Repräsentant des Menschen, durch.

Auf uns übertragen: um der für die menschliche Person schlechthin tödlichen Gefahr des kommunistischen Kollektivismus zu entgehen, müssen wir uns, solange die Übermacht der Sowjets in Europa besteht, mit der einzigen Macht, die diese in Schach halten kann, mit den USA, verbünden und uns notfalls auch mit deren Mängeln irgendwie arrangieren. — Um das Ich, um das Schicksal des Ich, um die Wahrheit, um die Freiheit vor dem Untergang im schicksallosen Termitenstaat des Kollektivs zu retten, müssen wir gewisse, vielleicht unvermeidliche, unerfreuliche Nebenwirkungen des westlichen Systems hinnehmen.

Denn: so gewiß die Prophezeiung Alexis de Tocquevilles — derzufolge Amerika die Erde durch den Menschen nicht voll gerecht werdende einseitige Zivilisation — und Rußland sie mit dem „Säbel des Soldaten“ erobern werde — in gewissem Sinne eingetroffen ist, so gewiß ist es auch, daß die Weiterentwicklung der Menschheit als ganzes an die Person, an den Einzelmenschen, an das Ich gebunden ist. Es gibt kein anderes Medium für den Empfang der Wahrheit, des Geistes, keine andere Instanz für die Bestimmung dessen, was Erkenntnis, was wahr ist, als die menschliche Person, als das Ich und seine Tätigkeit — das Denken. Der „Westen“ aber, so unvollkommen er immer sein mag, läßt wenigstens dem Menschen diese Chance: Person zu werden. Der „Osten“ hingegen, das Kollektiv, raubt sie ihm total aus seinem ureigensten Impuls heraus; vernichtet das Ich mit allem Radikalismus, dessen eine die Macht besitzende, ideologie-besessene Cliqué fähig ist. Der „Neue Mensch“, den der Kommunismus heranbilden will, ist schlechthin der Ich-lose Kollektiv-„Mensch“, eine Funktion im Dienste der Gesamtheit ausübende „Termite“.

Angesichts dieser Tatsache entspricht unsere derzeitige politische Not-Wendigkeit exakt der Konzeption der „Atlantischen Partnerschaft“, die Kennedy, der durch seine irische Abstammung zu der dem Keltentum eigenen kosmopolitischen Haltung neigte, mit Mut

und Kraft, mit Ideenreichtum und Beredsamkeit und mit einem unerhörten Idealismus ihrer Verwirklichung entgegentrieb.

Wie aber sieht die westliche Welt nun in außenpolitischer Hinsicht heute aus? Zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen stehen sich gegenüber: diejenige Johnsons und die de Gaulles. Johnson führt, wenn auch mit wesentlich weniger Impetus — zumal in Europa — ungefähr die Außenpolitik Kennedys weiter. Sein Blick ist allerdings vor allem auf die amerikanische Innenpolitik gerichtet. Im Äußeren, in Europa zumal, sucht er deshalb Entspannung. Er wendet sich zwar keineswegs gegen die deutsche Wiedervereinigung, er ist jedoch auch nicht bereit, sich ernsthaft für sie einzusetzen.

De Gaulle hingegen hintertreibt aus seiner urfranzösischen Einstellung heraus die von Kennedy konzipierte Atlantische Partnerschaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. De Gaulle hat nur ein größtes Ziel: Frankreich wieder zu einem mitbestimmenden Faktor in der Weltpolitik zu machen. Dazu aber braucht er ein unabhängiges, starkes Europa; und dazu wiederum in erster Linie ein unerschütterliches Bündnis mit Deutschland. Nicht nur mit der Bundesrepublik, sondern mit Gesamtdeutschland. Nur so ist sein Werben um Bonn und seine Politik Moskau gegenüber zu verstehen.

Jedoch: de Gaulle will also im Grunde genau das Gegenteil dessen, was die Göttin Circe einst Odysseus geraten hat und was Kennedy erstmals in weltweitem Maßstab angestrebt hat: de Gaulle will sich nicht mit dem kleineren Übel verbünden, um dem größeren, tödlichen zu entgehen; er will nicht die Atlantische Partnerschaft freier Menschen und Völker, um dem östlichen, personfeindlichen Kollektivismus zu entgehen, sondern er will eine Dritte Kraft zwischen den USA und der UdSSR, zwischen der Scylla US-Kapitalismus und der Charybdis UdSSR-Kommunismus aufbauen. Damit aber begibt sich de Gaulle auf einen Weg, der nur ins Verderben führen kann. Frankreich-Europa als Dritte Kraft der „Mitte“ würde das gleiche Schicksal erleiden, das dem Bismarckschen Deutschen Reiche widerfahren ist: es würde zwischen den Blöcken des Westens und Ostens eines Tages zerrieben werden. Gewiß, einem genialen Staatsmann wie Bismarck war es unter der Gunst der Stunde möglich, eine solche Dritte Kraft der „Mitte“ zu errichten, sein Gebäude ein Menschenalter lang zu erhalten und Ost und West in der Balance zu halten. Alle späteren und alle Erfahrungen der Weltgeschichte überhaupt sprechen aber dagegen, daß solche Balance-Akte auf die Dauer glücken können. Aus der Natur der Dinge heraus kann solche Dritte Kraft zwischen zwei Riesenblöcken bestenfalls vorübergehend ein labiles Gleichgewicht erzielen, nie-

mals aber Stabilität, es sei denn, es gelänge ihr, die beiden anderen „Kräfte“ an Macht zu überbieten.

Das ist es, was jeder an den Tatsachen, an der Wahrheit sich orientierende Politiker bedenken sollte. De Gaulle ist zweifellos heute der überragende Politiker Europas, ja einer der bedeutendsten Zeitgenossen überhaupt. Sein Ziel aber ist ebenso falsch, wie es das des Genies Bismarck gewesen ist. Denn es führt zur Aufspaltung der westlichen Welt, die allein dann mit dem Weltkommunismus fertig werden kann, wenn sie einig ist. Es muß daher unsere Aufgabe sein, de Gaulle und Frankreich von ihrem falschen Wege abzubringen und wieder ganz in die Atlantische Partnerschaft zurückzuführen. Gelingt dies nicht, so muß die Bundesrepublik versuchen, Frankreich zu isolieren, damit sie nicht selbst isoliert werde. Zweimal (1914—1918; 1939—1945) haben wir dafür Lehrgeld bezahlt, daß wir einem Phantom, dem der „Dritten Kraft“ der „Mitte“, nachgejagt sind. Das sollte genügen.

Nicht sehr viel ungefährlicher für die freie Welt, für die Freiheit der menschlichen Person, als der Ehrgeiz de Gaulles ist die derzeitige Haltung Englands unter seinem neuen Labour-Premier Wilson. Es besteht zwar keinerlei Zweifel darüber, daß England schon aus dem ganzen Wesen seiner Menschen und seiner Geschichte heraus so sehr Glied, ja mittragender Bestandteil der freien Welt ist, daß von ihm in entscheidenden Augenblicken ein Verrat der Freiheit ganz gewiß zu allerletzt zu befürchten wäre — es ist jedoch auch eine Tatsache, daß die jetzige Labour-Regierung einen für die freie Welt außerordentlich abträglichen Kurs steuert. Schon aus Vorliebe für sozialistische Illusionen sind die neuen Labour-Politiker geradezu EWG-feindlich. Zudem suchen sie ganz bewußt einen Ausgleich mit der Sowjet-Union. Sie fördern deshalb mehr oder weniger stillschweigend und unauffällig alle Disengagement-Pläne für Mittel- und West-Europa. Ja ihr Projekt der ANF (Atlantic Nuclear Forces) mit zu wenigen und obendrein veralteten Waffen bedeutet sogar eine Schwächung Großbritanniens selbst. Überdies hat die Ankündigung radikaler Sozialisierungsmaßnahmen durch Wilson England eine solche währungspolitische Lähmung beschert, daß auch davon eine ausgesprochen desintegrierende Wirkung auf die westliche Welt ausgeht. So bedeutet also der Labour-Wahlsieg — so im besten Sinne human die Beweggründe gerade dieser Partei tatsächlich sind — in der politischen Wirklichkeit aber eine Gefährdung der freien, das heißt der Person-bezogenen Welt, daß man geradezu hoffen muß, daß die nur ganz knapp geschlagenen Konservativen mit Douglas-Home bald wieder an die Regierung kommen werden, zumal Douglas-Home inzwischen erkannt hat, daß nur ein wirtschaftlicher Zusammenschluß mit Europa England in Zukunft weiterbringen wird.

Und wo steht nun die Bundesrepublik? Sie erscheint, jedenfalls nach außen hin, in diesen Wochen ziemlich ratlos. Und gerade die Freunde Erhards dürften landauf, landab darüber bestürzt sein, daß der Bundesregierung im Bereiche der Außenpolitik fast nichts mehr recht gelingen will. Es scheint sowohl am nötigen Fingerspitzengefühl, wie an Durchsetzungskraft den verschiedensten divergierenden Elementen gegenüber, ja selbst am rechten Konzept zu fehlen.

Die SPD, die glaubt, sich mit besonderer Wärme für eine Fortsetzung der Außenpolitik Kennedys einzusetzen, treibt gleichwohl — genau besehen — eine Politik, die zu einem ganz anderen Ziele als zu demjenigen Kennedys führen muß. Kennedy: aus einer Position der absolut unbestrittenen Stärke heraus — und ohne auch nur einen Zentimeter von den eigenen freiheitlichen Anschauungen preiszugeben — Kontaktaufnahme mit den Völkern und Menschen des Ostens zum Zwecke der Auflockerung dieses Blocks und der „Veränderung“, der „Verwestlichung“ der Anschauungen seiner Menschen. Die SPD hingegen: Annäherung an die Völker des Ostens, „Öffnung nach Osten“, zum Zwecke der Verständigung mit dem Osten, aber auch zum Zwecke der Überwindung des „Kapitalismus“ und der Sozialisierung Europas — und dies nicht etwa aus einer Position der absoluten Unangreifbarkeit heraus, sondern zudem noch verbunden mit einem unklaren Streben nach „disengagement“, letztlich nach Neutralisierung Europas etwa im Sinne Rapackis. Damit aber erreichte die SPD letztlich (zwar ohne es zu wollen, jedoch ganz einfach aus der Wucht der Tatsachen heraus) ein Ziel, das demjenigen Kennedys diametral entgegengesetzt wäre: nicht eine Auflockerung des Ostblocks wäre die Folge, sondern eine Aufweichung West-Europas zugunsten der sozialistisch-kommunistischen Gesellschaftsordnung.

Strauß hingegen glaubt, in einer Anlehnung an die Politik de Gaulles das Heil der Bundesrepublik zu erblicken. Das Bündnis Deutschland-Frankreich, dazu EWG-Europa, scheinen ihm Sicherheit genug zu bieten, eine eigenständige deutsche Politik zwischen den Blöcken treiben zu können, die dann eines Tages nach einer Wiedervereinigung Europas auch die Wiedervereinigung Deutschlands zeitigen könne. Strauß strebt also im Kielwasser de Gaulles auch nichts anderes an als eine „Dritte Kraft“ der „Mitte“ zwischen den Blöcken, die aber, wie oben dargelegt, aus der Natur der Dinge heraus auf die Dauer einfach nicht bestehen kann.

Weitere deutsche Politiker zu erwähnen, dürfte sich erübrigen. Im Grunde stehen alle vor der gleichen Alternative: entweder Orientierung nach Westen, Atlantische Partnerschaft, und dadurch Sicherung der Freiheit der Person — oder Neutralitätspolitik und dadurch

aber Ausgeliefertsein an die Gnade oder Ungnade der Sowjet-Union (Lenins „nützliche Idioten“). Die erstere Gruppe wird vor allem von Erhard und Schröder und weiten Kreisen der CDU repräsentiert, die zweite von wesentlichen Kräften in der SPD und FDP, besonders Dehler, dazu, wie dargelegt von Strauß und von sehr vielen Publikationsorganen.

Da die Gefahr für die Freiheit, die von all diesen „Neutralisten“ ausgeht, überhaupt nicht überschätzt werden kann, sei hier ein Mann besonders erwähnt, der wie kein anderer mit Zähigkeit und Fleiß und mit einer glänzenden Feder sein ganzes publizistisches Können der Sache der deutschen Wiedervereinigung — in Neutralität — verschrieben hat: Paul Sethe. Es ist nur sehr die Frage, ob nicht gerade auf Paul Sethe selbst der Satz zutrifft, den er leichthin für andere bereit hält: „Unsere tägliche Illusion gib und heute...“ Wenn z. B. Paul Sethe gerade jetzt wieder im STERN schreibt: „Der alternde Stalin, von neuer Furcht um sein Werk ergriffen, in Angst vor dem kommenden deutsch-amerikanischen Bündnis, bot den Deutschen und den Westmächten die Freigabe seiner Besatzungszone an, wenn nur das Bündnis nicht zustande komme“, und wenn nun Paul Sethe die Ablehnung dieses „großen diplomatischen Tauschgeschäfts“ durch „das deutsche Bürgertum“ „im Verein mit John Forster Dulles“ eine „Verblendung des Westens“ nennt, so muß man wirklich umgekehrt Herrn Sethe fragen, ob er sich in seinem Innersten tatsächlich noch immer nicht wenigstens ganz leise die Frage vorgelegt hat, ob nicht vielleicht doch Stalin die Bedeutung des amerikanisch-deutschen Bündnisses richtiger eingeschätzt haben könnte als er selbst — eben als die einzig richtige Maßnahme des freien Westens gegen den Kommunismus, um seine Freiheit zu retten; und daß demzufolge Stalins Angebot ein außerordentlich geschickter, verführerischer Schachzug gewesen sein könnte, um dem Westen eine entscheidende Niederlage, dem Kommunismus aber einen ebensolch entscheidenden Sieg über die Freiheit beizubringen? Denn die Wiedervereinigung Deutschlands in „garantierter“ Neutralität hätte den Westen und damit die Freiheit nachhaltig geschwächt, Deutschland aber bedingungslos der Sowjet-Union ausgeliefert. War dieser Schachzug Stalins im übrigen irgend etwas anderes als die Anwendung der bewährten, von Lenin bereits empfohlenen List, jeweils geschickt zu wechseln zwischen der Methode des Fuchses und der des Löwen — listig zu sein wie der Fuchs, im entscheidenden Augenblick dann aber zuzuschlagen wie ein Löwe? Was immer man — und sehr vieles gewiß mit Recht — gegen Konrad Adenauer einwenden mag, dieses eine wird ihm Deutschland vielleicht einmal für alle Zeiten danken: in einem Augenblick der größten Versuchung Deutschland vor dem sicheren Weg in die kollektivistische Versklavung bewahrt und ihm

dadurch also die Freiheit erhalten zu haben. Daß aber Paul Sethe dies noch immer nicht zu sehen vermag und daß er obendrein die Hellsichtigen „Verblendete“ nennt, daß ihm die Nation höher zu stehen scheint als der Mensch und seine Freiheit, das ist etwas, was ihn selbst vielleicht einmal als tragische Gestalt erscheinen läßt.

So muß man also sowohl das Ziel der SPD wie das von Strauß und aller anderen Gaullisten und Neutralisten als verschwommen und illusionär und in seiner Wirkung womöglich einmal als verhängnisvoll bezeichnen. Wenn es selbst einem diplomatischen Genie wie Bismarck nur für eine kurze Zeitspanne unter im übrigen denkbar günstigen Voraussetzungen glücken konnte, einen Zustand des labilen Gleichgewichts aufrecht zu erhalten, wieviel weniger kann es dem jetzt so zerrissenen, innerlich so völlig unsicheren West-Europa von heute gelingen, eine im Grunde ganz analoge Zwischenkraft der Mitte zu errichten und zu einem weltpolitischen Faktor zu machen (wie es de Gaulle vorschwebt) oder gar in einem Zustand harmloser Neutralität zu halten (wie es so viele Sozialdemokraten möchten). Nein, es gibt nun einmal diesen gangbaren Weg der Mitte nicht — die Weltgeschichte beweist es. Wer die Freiheit will, der muß klar Stellung beziehen: gegen den Osten und deshalb für den Westen, für die Atlantische Partnerschaft im Sinne Kennedys.

Ein Meilenstein auf diesem Wege ist die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Die heutige EWG ist allerdings noch weit entfernt von einer solchen Wirtschaftsgemeinschaft. Die heutige EWG ist vielmehr auf dem besten Wege, ein Überstaat ohne jede parlamentarische Kontrolle, mit allen Nachteilen des absolutistischen Einheitsstaates zu werden. Eine zielklare zukünftige Europapolitik wird deshalb mit allen Mitteln danach streben müssen, die EWG aller etatistischen Attribute zu entkleiden und sie allein auf eine Wirtschaftsgemeinschaft hin auszubauen. Also: der EWG dürfen keine eigentlichen Staatsfunktionen (Außen-, Innen-, Wehr-Politik) übertragen werden; völlig freier Güter- und Leistungsaustausch innerhalb ihrer Grenzen (Fortfall aller Zölle, Subventionen, Diskriminierungen usw.) müssen gewährleistet sein; eine feste und zugleich funktionsfähige Währung muß angestrebt werden, dazu eine einzige europäische Notenbank (damit nicht mehr von einzelnen Ländern Inflation oder Deflation „exportiert“ werden kann), wenn es nicht überhaupt gelingen sollte, eine solche Währung im Bereiche der gesamten Atlantischen Partnerschaft — und damit den jetzigen, noch nicht funktionsfähigen Internationalen Währungsfonds verbessernd — einzurichten. Freilich mag dieser Ruf nach einer idealtypischen Lösung im Augenblick noch recht unrealistisch erscheinen. Für die Zeit des Übergangs dürfte daher die Einführung einer Indexwährung mit Umlaufsicherung des Geldes und flexibelen Wechselkursen — ganz

etwa im Sinne des Währungsgutachtens der „fünf Weisen“ — als der zunächst zweckmäßigste und am leichtesten realisierbare Weg noch am ehesten in Frage kommen.

Alle zukünftige Außen- und Verteidigungspolitik dürfte nur in vollstem Einvernehmen mit Washington gemacht werden (das Problem der Atombombe in nationaler Verfügungsgewalt entfiel damit auch von selbst). Da zur Außenpolitik auch das Problem der Durchdringung der Obstabblockländer gehört, würde dann auch die zur Zeit unlösbare Wiedervereinigungsfrage in einen neuen, alle Länder berührenden Rahmen gestellt und damit für alle unsere begreiflicher-weise noch immer mißtrauischen Nachbarn entschärft werden. So wichtig für uns die Wiedervereinigung unseres Volkes ist, so darf man doch dreierlei nicht vergessen: (1) nur eine Wiedervereinigung in absoluter Freiheit hat einen Sinn, demzufolge muß die Erhaltung und Stärkung der Freiheit ganz unbedingt vorrangig unser erstes Ziel sein; (2) nur eine friedliche Wiedervereinigung hat einen Sinn, deshalb muß jedes Risiko und jedes Abenteuer vermieden werden; (3) da wir es immerhin selbst gewesen sind, die die Einheit unseres Volkes im Kampfe mit unseren Nachbarn verspielt haben, müssen wir die Gefühle dieser Nachbarn nun einmal mit in Rechnung stellen. Gerade diese drei Gesichtspunkte aber lassen es auch geboten erscheinen, von den Amerikanern mehr zu erwarten als von den Franzosen*).

Die Hallstein-Doktrin, „der Grundsatz also, nach dem die Bundesrepublik keine diplomatischen Beziehungen mit Staaten unterhält, die ihrerseits diplomatische Beziehungen mit der ‚DDR‘ unterhalten“ (Professor Greve) mag zu Adenauers Zeiten ihre Berechtigung gehabt haben, ist mit einer Außenpolitik im Sinne Kennedys jedoch im Grunde unvereinbar. Man kann nicht selbst Kontakte mit den Ländern des Ostens anstreben, in denen die Rechtmäßigkeit der Regierungen mangels freier Wahlen kaum weniger in Zweifel gezogen werden muß als die der Sowjetzone, den Neutralen aber mit massiven Sanktionen drohen, wenn diese ein gleiches tun, indem sie nur auch die Sowjetzone in ihre Kontakte mit einbeziehen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß die ursprüngliche Hallstein-Doktrin gerade in diesen Tagen der Nah-Ost-Krise eine bemerkenswerte Modifizierung erfahren hat und daß fortan „eine Aufwertung der

*) In diesem Zusammenhang wird auch auf eine ausgezeichnete Darstellung des Planes einer künftigen amerikanischen Europapolitik durch den führenden Sowjetologen der USA, Professor Brzezinski, verwiesen, die in diesen Wochen in der ZEIT erschienen ist. Professor Brzezinski kommt zu Untersuchungsergebnissen und Vorschlägen, die uns recht bemerkenswert erscheinen, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, daß Professor Brzezinski über seinen eigenen Standpunkt, sein Menschenbild und über das für die menschliche Entwicklung Notwendige kein Wort sagt und daß uns insofern seine Überlegungen und Thesen in der Luft zu hängen scheinen.

Zwangsherrschaft der Sowjetzone“ von der Bundesrepublik Deutschland zwar durchaus immer noch als „unfreundlicher Akt“ betrachtet wird, daß sie jedoch nur noch „durch jeweils dem Einzelfall angemessene Maßnahmen“ beantwortet werden wird; oder daß — wie es Schröder formuliert hat — „man nicht die Frage stellen kann, ob der Alleinvertretungsanspruch etwas erschwert oder nicht, weil der Alleinvertretungsanspruch ein essentielles Element der deutschen Politik ist“, sondern daß die „Frage nur ist, welche Folgerungen aus dem Alleinvertretungsanspruch jeweils gezogen werden können.“ Damit ist der Weg frei für eine flexiblere Außenpolitik im Sinne Kennedys, ohne daß es uns im geringsten benommen wäre, an die Gewährung von Entwicklungshilfe der verschiedensten Art die grundsätzliche Bedingung zu knüpfen, daß sie nur dann und da gegeben werden darf, wo sie den Interessen der freien Welt und der freien Person dient — ebenfalls ganz im Sinne Kennedys, den Menschen der Entwicklungsländer „zu helfen, sich selbst zu helfen“. Kann die Bundesrepublik also ihren Anspruch, allein zur Vertretung Gesamtdeutschlands legitimiert zu sein, auch nicht politisch durchsetzen, so kann sie ihm doch durch wirtschaftliche Maßnahmen weitgehend Geltung verschaffen. Vor allem aber setzt diese Modifizierung der Hallstein-Doktrin die Bundesrepublik nun nicht mehr in die Zwangslage, ihre Position in einem Lande u. U. ganz räumen zu müssen und so die Vertretung Deutschlands der Sowjetzone zu überlassen. So wie die freiheitliche Lebensordnung des Westens nur dann attraktiv im Sinne Kennedys auf die Völker des Ostens wirken kann, wenn sovieler Kontakte wie möglich mit diesen Ländern hergestellt werden, so müssen erst recht auch die Kontakte mit den Neutralen gepflegt werden, damit ihnen das Beispiel der freiheitlichen Ordnung des Westens allgegenwärtig ist. Freilich vermag die Ordnung des Westens nur dann auch wirklich zu überzeugen, wenn sie der des Ostens in jeder Hinsicht überlegen, wenn sie wahrhaft menschengemäß ist. Hier eröffnet sich allerdings noch ein weites Feld . . . An anderer Stelle wird darüber noch eingehend abzuhandeln sein.

Eine Sonderstellung nimmt Israel ein. Wir sind den Überlebenden des Massakers der Nazis mehr schuldig, als das deutsche öffentliche Bewußtsein sich einzugestehen bereit ist. Die Schaffung einer nationalen Heimstätte des jüdischen Volkes mag zwar entgegen den Zeit Tendenzen, die zur Übernationalität führen, erfolgt sein — es steht uns aber nicht an, dazu Stellung zu nehmen. Wir sollten daher den Israelis im Rahmen des Möglichen helfen, ihr Land zu entwickeln, und wir sollten es vor allem überhaupt einmal anerkennen. Nicht Geschäfts- und vordergründige Nützlichkeitsbetrachtungen sind Israel gegenüber am Platze, sondern allein menschliche, moralische. Und dies auch dann noch, wenn wir uns dabei den Unmut Nassers zu-

ziehen sollten. Dabei ist es freilich wichtig, daß wir selbst keine krummen Wege gehen — dann können wir auch von keiner Seite erpreßt werden.

Das weitaus schwierigste Problem unserer zukünftigen Außenpolitik ist jedoch die Erfüllung des zweiten Teils der Forderung Kennedys nach einer klaren „Friedenstrategie“: neben der Erhaltung absolut ausreichender militärischer Stärke die Durchdringung des Ostens selbst mit „westlichem“, person-haftem, freiheitlichem Denken. Denn das war ja der Kern der Vision Kennedys: der Westen hat eine Idee — die Idee der Freiheit der menschlichen Person — und diese Idee gilt es in die ganze Welt hinaus zu tragen, damit alle Menschen ihrer teilhaftig werden und sich ihrer ursprünglichen Veranlagung gemäß weiterentwickeln, zu ihrer eigentlichen menschlichen Bestimmung gelangen können.

Kennedy aber ist nur von wenigen Menschen wirklich verstanden worden. Die Konservativen (so auch Adenauer) sehen in der Erhaltung des Status quo ihr einziges Ziel, denn sie haben ja keine darüber hinausreichende, weiterführende Idee. Daher sie sich in außenpolitischer Hinsicht auch ganz auf die „Politik der Stärke“ beschränken. Diese Politik der Stärke muß aber angesichts der Gleichwertigkeit der Rüstung des Ostens und angesichts des missionarisch-militanten Charakters des Kommunismus in eine Sackgasse führen: sie birgt die Gefahr eines für die ganze Menschheit tödlichen Zusammenstoßes der beiden Machtblöcke in sich.

Dem wollen die fortschrittlicheren Kreise des Westens, insbesondere die Labour-Politiker Englands und unsere Sozialdemokraten durch eine Politik der Kontaktaufnahme mit dem Osten, durch eine Politik der „Öffnung nach Osten“ begegnen. Das aber ist nun das tragische ihrer Situation: sie haben bisher noch niemals konkret angeben können, worin genau ihre „vernünftigeren“ Ostpolitik bestehen würde. Gerade darauf aber käme es entscheidend an! Pazifismus allein ist noch keine Idee und ist erst recht noch keine Politik.

Erweist sich also die „Politik der Stärke“ Adenauers (und Strauß') im Grunde als ein Ausdruck ihrer Position der geistigen Schwäche (Schon Karl Marx hat einmal festgestellt: „Die Ohnmacht äußert sich in einem einzigen Satz: Aufrechterhaltung des Status quo“) — so verraten die verschwommenen, nebulösen, unklaren Äußerungen der Sozialdemokraten über ihre Vorstellungen von einer deutschen Ostpolitik, daß auch sie im Grunde ganz ohne eine in die Zukunft weisende, dem wahren Wesen des Menschen wirklich gemäße Idee sind — wie dies ja auch schon ihre opportunistische Angleichung an die Bonner Politik der CDU im Grunde täglich aufs neue beweist.

Damit aber wird die sozialdemokratische „Öffnung nach Osten“ zu einer Gefahr für den freien Westen, die noch viel größer ist als die derzeit praktizierte „Politik der Stärke“ der CDU und der Westmächte.

So enthüllt sich denn an dieser Frage nach dem eigentlichen Kern der Konzeption der „Friedensstrategie“ Kennedys das wahre Problem unserer Tage: der Westen ist sich seiner eigenen Idee nicht genügend bewußt, vor allem wir Deutschen haben unsere ureigene Idee, unseren eigentlichen Wesenskern noch nicht entdeckt, noch nicht in das öffentliche Bewußtsein gehoben. Hier, genau hier, liegt das Dilemma begründet, in dem wir uns heute befinden.

Wir sind wirklich in der ganz und gar fatalen Situation, daß wir in unserem öffentlichen Bewußtsein weder wissen, was wir sind, wo wir herkommen, wo wir hingehen; noch was wir sollen, was wir wollen. Weder hat unser öffentliches Bewußtsein eine Ahnung vom Wesen des Menschen, noch eine solche von dessen Bestimmung. Wir haben zwar in einer gnadenvollen Stunde dem Artikel 1 unseres Grundgesetzes die Fassung gegeben: „Die Würde des Menschen ist unantastbar . . .“, wir scheinen jedoch — bis heute wenigstens — außerstande zu sein, die Forderungen, die sich aus diesem Artikel ergeben, in politische Tat umzusetzen, so zu verwirklichen, daß wir selbst und daß unsere Nachbarn sagen könnten: „Die Deutschen haben endlich zu sich selbst gefunden!“ Statt dessen sind wir noch stolz darauf, in einer „pluralistischen“ Gesellschaft zu leben, und wir glauben, dieser „Pluralismus“ sei höchster Ausdruck der Freiheit. Kurzum: wir haben kein Konzept — unser öffentliches Bewußtsein ist ohne Idee. Das ist der tiefere, das ist der wirkliche Grund unserer allgemeinen Misère. Alles andere folgt daraus.

Wollen wir also aus unserer politischen Stagnation herausgelangen und weder durch die möglichen Folgen der „Politik der Stärke“ physisch noch durch die Idee-lose „Öffnung nach Osten“ geistig untergehen, so müssen wir uns endlich dazu aufraffen, zunächst unsere Vorstellungen vom Wesen des Menschen zu überprüfen und danach eine dem wahren Wesen des Menschen wirklich entsprechende Politik neu zu konzipieren. Erst wenn wir dieses Problem grundsätzlich gelöst haben, können wir daran gehen, auch die Außenpolitik der „Stärke“ entsprechend zu ergänzen.

Zusammenfassung: Dem Ziele der „Atlantischen Partnerschaft“ aller freien Völker und Menschen im Sinne Kennedys, die letztlich im übrigen nichts anderes ist oder vielmehr werden will als die Überwindung des überkommenen nationalen Einheitsstaates absolutistischer Provenienz und die Neugliederung der menschlichen Gesellschaft nach primär menschlichen Gesichtspunkten,

diesem Ziele also muß unsere gesamte Politik unbedingt zugeordnet sein. In der Zukunftsvision Kennedys sind praktisch alle die Forderungen enthalten, die wir in diesen Blättern seit ihrem ersten Erscheinen vertreten: die Neugliederung des gesellschaftlichen Organismus unter Beachtung der grundsätzlichen Verschiedenartigkeit der drei Teilbereiche des sozialen Ganzen, der Wirtschaft, des Staates und der Kultur, wobei in der Wirtschaft die „Tauschgerechtigkeit“ im Sinne Thomas von Aquins (oder die „Brüderlichkeit“ der Französischen Revolution, oder die „Gegenseitigkeit“ Proudhons), im Rechtsstaat das Prinzip der „Gleichheit“ (oder das der „Zuteilenden Gerechtigkeit“ im Sinne Thomas) und in der Kultur die „Freiheit“ (Thomas' „Allgemeine Gerechtigkeit“) herrschen müssen. Die Errichtung einer dergestalt menschengemäßen Gesellschaftsordnung wird also die Aufgabe der kommenden Jahrzehnte sein. Solange diese auf die Kräfte der freien menschlichen Persönlichkeit gegründete und für die freie Entfaltung des Menschen konzipierte Ordnung noch nicht realisiert sein wird, wird der kollektivistische Osten eine immerwährende Drohung und — je nach der Einstellung der einzelnen Völker und Menschen — Versuchung oder Herausforderung für den freien Westen sein.

Für uns allerdings ist das kommunistische Kollektiv eine Herausforderung. „Wie können die Kräfte des freien Menschen für die Freiheit mobilisiert werden?“ — das ist allein unsere Frage in diesem Betracht, auf ihre Beantwortung wollen wir uns daher in weiteren Untersuchungen konzentrieren.

Fritz Penserot

Professor Dr. Dr. h. c. Hans Carl Nipperdey

70 Jahre alt

Am 21. Januar 1965 feierte Herr Professor Dr. Dr. h. c. Hans Carl Nipperdey, Universität Köln, früher Präsident des Bundesarbeitsgerichts, seinen siebzigsten Geburtstag. Das Seminar für freiheitliche Ordnung weiß sich Professor Nipperdey durch gemeinsame verfassungsrechtliche Ideale eng verbunden. Professor Nipperdey weist mit zwingender Schlüssigkeit nach, daß wir und alle echten Liberalen am Bestand der heute von innen und außen so sehr gefährdeten freiheitlichen Lebensordnung nicht zu verzweifeln brauchen und daß berechnete Hoffnung besteht, es werde gelingen, den *circulus vitiosus* zu unterbrechen, der darin besteht, daß in der Geschichte die Demokratie mit fast absoluter Regelmäßigkeit in die jakobinistische, die „totale Demokratie“, in die Tyrannis, die Diktatur umschlug und die Kultur immer wieder in die Barbarei zurückfiel.

Professor Nipperdey stellt fest, daß die Freiheit, die die Würde des Menschen ausmacht, integraler Faktor der demokratischen Gesellschaftsordnung ist, „naturrechtliches Elementarprinzip, vorstaatliches, überpositives Recht“. Damit ist bewiesen, daß der Würde des Menschen (und damit der Freiheit) widersprechende parlamentarische Entscheide, die die freiheitliche Ordnung zu paralysieren drohen, prinzipiell nichtig sind, und daß das obenerwähnte Umschlagen der Demokratie in die Diktatur kein zwingendes Fatum ist. Die gegenwärtig scheinbar ausweglose Situation der freiheitlichen Gesellschaftsordnung ist also keineswegs endgültig, denn es besteht die Gewißheit der Entwicklungsmöglichkeit des Staates in der Richtung immer größerer Freiheitlichkeit.

Aber eine nicht weniger wichtige grundsätzliche Lösung für einen weiteren Bereich des gesellschaftlichen Lebens haben wir Professor Nipperdey zu verdanken. Es ist der Nachweis, daß das Bonner Grundgesetz die Soziale Marktwirtschaft als die grundsätzlich von Monopolen freie und zugleich der demokratischen Staatsform systemgerechte Wirtschaftsordnung*) vorschreibt. So ist uns auch für die Wirtschaft ein vom Grundgesetz her gangbarer Weg aus dem seither — vermeintlich — unauflösbaren Dilemma der zyklischen Krisenhaftigkeit gezeigt worden.

Es ist Sache der sich einer freiheitlichen und menschenwürdigen — und damit auf die Dauer überhaupt erst lebensfähigen — Gesellschaftsordnung verpflichteten Staatsbürger, die von Professor Nip-

*) Nipperdey, Wirtschaftsordnung und Menschenbild, Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln, 1964.

perdey aufgezeigten Wege zu beschreiten und die vom Grundgesetz gewährten Freiheitsrechte auch in Anspruch zu nehmen. Solche Freunde der Freiheit zu sammeln und ihr Bewußtsein für diese verfassungsmäßigen Rechte mehr und mehr zu entwickeln und zu verbreiten, hat sich das Seminar für freiheitliche Ordnung und der darum gebildete Freundeskreis zur Aufgabe gemacht.

Es wird das unbestreitbare geschichtliche Verdienst Professor Nipperdeys sein, diese auf der Basis des Naturrechtes neuen, gangbaren Wege für die Erhaltung der freiheitlichen Gesellschaftsordnung und ihre Weiterentwicklung, gewiesen zu haben. Thx.

Der Genossenschaftsgedanke in Israel ¹⁾

In keinem anderen Lande der Welt ist das Genossenschaftswesen so vielfältig und für Staat, Wirtschaft und Gesellschaft von so großer Bedeutung wie in Israel. Es gibt nicht nur die auch bei uns gut bekannten Konsum-, Wohnungsbau-, Kredit-, Einkaufs- und Absatzgenossenschaften, sondern auch landwirtschaftliche und andere Produktionsgenossenschaften. Der aufs Ganze gesehen unbestreitbare Erfolg der Produktionsgenossenschaften nimmt die Aufmerksamkeit des gesellschaftspolitisch interessierten Besuchers völlig in Anspruch. In einem freien demokratischen Rechtsstaat so viele Produktionsgenossenschaften anzutreffen, scheint uns im freien Teile Deutschlands, die wir die angeblichen gesellschaftlichen Errungenschaften der sogenannten DDR vor Augen haben, beinahe paradox. Dem ein wenig ungläubigen Staunen folgen rasch skeptische, bohrende Fragen. Schließlich ist nur zu bekannt, daß in freien Staaten bisher jedes „Experiment“ in dieser Richtung früher oder später gescheitert ist.

Es ist unverkennbar, daß die ganz besonderen Umstände der Wiederbesiedlung des Landes durch das jüdische Volk für die Entstehung der Produktionsgenossenschaften ausschlaggebend waren und daß die Produktionsgenossenschaften nicht in allen Wirtschaftszweigen gleich erfolgreich waren.

¹⁾ Der Verfasser hatte Anfang November 1963 dankenswerterweise Gelegenheit an einer wohlorganisierten Israel-Studienreise der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, teilzunehmen. Der hier abgedruckte Beitrag ist eine Frucht dieser Reise, insbesondere auch eines anregenden privaten Gespräches mit dem Dozenten für „Genossenschaftswesen“ an der Universität Tel Aviv, Dr. Walter Preuss, dessen Buch „Das Genossenschaftswesen in der Welt und in Israel“ Polydruck Condor-Verlag, Berlin (West) 1958, für das Studium der in diesem Beitrag angedeuteten Probleme wärmstens empfohlen sei.

Vor über fünfzig Jahren fanden die jüdischen Einwanderer in Palästina ein völlig unterentwickeltes Land vor, das infolge der Nachlässigkeit und des Raubbaues vieler Generationen teils versumpft und teils verkarstet war. Viele Einwanderer konnten in ihren erlernten Berufen keine Beschäftigung finden, weil sie bereits übersetzt waren. In der Landwirtschaft und in anderen Berufen vermochten sie mit den billigen arabischen Arbeitskräften unmöglich zu konkurrieren. Der neue Anfang in der altneuen Heimat war für die meisten schwer, sehr schwer. Diese Schwierigkeiten haben den Blick dafür nicht getrübt, daß es notwendig war, dem jüdischen Volk durch den Aufbau des Landes eine nationale Heimstätte zu schaffen, und daß diese Aufgabe es insbesondere erforderte, den Boden wieder zu kultivieren und das bedeutete das Erlernen und Ausüben landwirtschaftlicher Berufe.

Die besondere Lage war nur durch besondere Mittel zu bewältigen. Der allein auf sich gestellte Einzelne war zu schwach. Die gegenseitige Hilfe lag nahe: das genossenschaftliche Zusammenwirken unter möglichster Ausschaltung von Lohnarbeit. — Daß neben diesen Notwendigkeiten sozialistische Wunschträume und Abneigungen gegen „kapitalistische“ Wirtschaftsmethoden eine große Rolle spielten, nimmt bei diesem stark intellektuell betonten Lande, mit großen sozialdemokratischen und linkssozialistischen Parteien nicht Wunder. Überschätzen darf man den Einfluß dieser Ideenwelt aber nicht. Die sicherte den Produktionsgenossenschaften die Zugehörigkeit zur allgemeinen Arbeiterorganisation (Histadrut) und die Unterstützung der öffentlichen und halböffentlichen Stellen des Landes. Sie hatten daher von Anfang an nicht den Charakter isolierter Experimente.

*

Den größten Erfolg hatten die landwirtschaftlichen Siedlungsgenossenschaften. Sie sind heute im Besitz von $\frac{2}{3}$ der bebauten Flächen des Landes und stellen $\frac{2}{3}$ der landwirtschaftlichen Produktion. Der Boden ist den Genossenschaften vom jüdischen Nationalfonds in Erbpacht zur Verfügung gestellt, so daß der Landerwerb keinen Kapitalaufwand erforderte. Organisatorisch sind drei Typen landwirtschaftlicher Siedlungsgenossenschaften zu unterscheiden: der Kibbuz, der Moschaw Ovdim und der Moschaw Schitufi.

Der Kibbuz erfreut sich bereits eines fast legendären Rufes. Dieser beruht sicher weniger auf der Tatsache der genossenschaftlichen Produktion als auf der kollektiven Lebensgemeinschaft. Durch den kollektiven Haushalt und mehr noch durch die kollektive Kindererziehung fühlen sich Außenstehende provoziert. Immerhin leben in ca. 230 Kibbuzim etwa 90 000 Menschen, das sind gut 4% der israelischen Bevölkerung. Daß so viele Menschen diese Lebensform völlig frei-

willig wählen, kann man nur verstehen, wenn man bedenkt, daß die Beziehungslosigkeit der modernen Kleinfamilie in der arbeitsteiligen industriellen Gesellschaft oft genug Anlaß zu soziologischer Kulturkritik gegeben hat. Auch gibt es Menschen, die das Bedürfnis haben, sich an eine größere Gemeinschaft anzulehnen. Es ist daher durchaus damit zu rechnen, daß die Kibbuzim auch bei einer weiteren Normalisierung der Verhältnisse nicht verschwinden werden.

Aber auch in Israel geht die Entwicklung in die Richtung größerer individueller Unabhängigkeit. Die Kibbuzim stagnieren. Dagegen haben sich die Moschawim Ovdim weiter entfaltet. Auch bei ihnen verfügt die Genossenschaft über den Boden. Sie verteilt ihn zur Bewirtschaftung jedoch an die einzelnen Familien, die auch einen eigenen Haushalt führen. Jede Familie erhält so viel Boden wie sie selbst bewirtschaften kann; eine Neuverteilung ist möglich. Lohnarbeit ist unzulässig; stattdessen gibt es ein gut ausgebautes System gegenseitiger genossenschaftlicher Hilfe. Einkauf und Absatz erfolgen ausschließlich über die Genossenschaft, die auch die größeren Maschinen anschafft und zur Verfügung stellt. — Der Lebensstandard richtet sich folglich nach der Tüchtigkeit der Familie; ihr Lebensstil kann individueller sein als im Kibbuz. Heute gibt es gegen 350 solche Moschawim.

Es liegt auf der Hand, daß die individualistischere Organisation der Produktion gegenüber der kollektivistischen Vor- und Nachteile hat. Ein stärkerer persönlicher Einsatz muß die geringeren Möglichkeiten der Arbeitsteilung, Spezialisierung und Rationalisierung ausgleichen. — Organisationskünstler haben verstanden, die Vorteile des Kibbuz — die kollektive Produktionsweise — und die des Moschaw — das individuelle Familienleben mit eigenem Familienhaushalt — miteinander zu kombinieren. Der so entstandene Moschaw Schitufi ist zweifellos eine logisch überzeugende Organisationsform. Trotzdem gibt es nur 20 Moschawim Schitufim. Das scheint zu beweisen, daß die Entscheidung für die Lebensform primär keine verstandesmäßige, sondern eine gefühlsmäßige ist.

Ein israelischer Wissenschaftler²⁾ hat die drei genossenschaftlichen Siedlungsformen mit der sowjetischen Kolchose verglichen. Dabei kommt er zu dem verblüffenden Ergebnis, daß die auf rein freiwilliger Basis entstandenen israelischen Siedlungsgenossenschaften kollektivistischer sind als die oktroyierte Kolchose. Die Arbeit in der Kolchose wird nach Leistung entlohnt und was noch wichtiger ist, der einzelne Kolchosbauer kann ein kleines Stück Land privat bewirt-

¹⁾ Walter Preuss, a. a. O., S. 141/142 (vgl. Anm. 1).

²⁾ F. Oppenheimer, die Siedlungsgenossenschaft, ein Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage, Leipzig, Duncker & Humblot 1896 — zitiert nach W. Preuss, a. a. O., S. 168 ff.

schaften und dessen Produkte selbst frei verkaufen. — Im Kibbuz und im Moschaw Schitufi gibt es keinerlei Leistungsentgelt; Arbeitende und Arbeitsunfähige werden in völlig gleicher Weise versorgt. Im Moschaw Ovdim gibt es zwar unterschiedliche (Leistungs-) Einkommen, aber keinen eigenen Verkauf der Produkte am freien Markt.

*

In den übrigen Wirtschaftsbereichen ist die Bedeutung der Produktionsgenossenschaften nicht so groß. Aber es gibt sie in fast allen handwerklich bestimmten Zweigen. In die eigentlich industrielle Produktion haben sie nicht vorstoßen können — wie von Franz Oppenheimer³⁾ vorausgesagt. In einer Produktionsgenossenschaft müssen sich die Interessen des „Kapitals“ denen der „Arbeit“ völlig unterordnen. Mit wachsender Kapitalintensität ist stets die von Oppenheimer vorausgesagte „Transformation“ der Produktionsgenossenschaft in eine normale Kapitalgesellschaft eingetreten. Die „kapitalistischen“ Interessen der Genossen sprengten die genossenschaftliche Organisationsform. Charakteristische Einbruchsstelle war regelmäßig die Beschäftigung vieler Lohnarbeiter, die sich wegen konjunkturell schwankendem Arbeitskräftebedarf oft nicht vermeiden ließ.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Busfahrergenossenschaften. Es gibt über 20 von ihnen; zusammen beherrschen sie den innerstädtischen und den Überlandverkehr mit Omnibussen fast vollkommen. Öffentliche oder private Unternehmen dürften ihnen gegenüber kaum konkurrenzfähig sein, weil angestellte Fahrer wesentlich weniger leisten. Der Genossenschaftsbewegung und der Öffentlichkeit machen diese Transportgenossenschaften jedoch große Sorgen. Fast die Hälfte der Fahrer sind bereits Lohnarbeiter. Als Genosse kann nur beitreten, wer einen Betrag von mindestens 13 000,— DM als Geschäftseinlage bar einzahlen kann. Die Neigung, Gewinne auch dann an die Genossen auszuschütten, wenn eigentlich Investitionen den Vorrang verdienen, hat die Regierung bereits zu Eingriffen in die Gewinnverwendung veranlaßt. — Wieweit hier die genossenschaftliche Organisationsform oder die monopolartige Marktposition für die Schwierigkeiten ursächlich sind, ist schwer zu beurteilen.

•

Wir sind geneigt, die israelischen Produktionsgenossenschaften als eine provozierende Kuriosität zu betrachten. Vielleicht bewundern wir die freie demokratische Staatsordnung die sich in Israel stellvertretend für die ganze freie Welt geeignet erweist, auch eine Heimat für Kollektivistinnen zu sein. Darüber hinaus ist es aber wohl doch gerechtfertigt, diese originelle soziale Leistung als einen wesentlichen Beitrag zur Sozialgeschichte unseres Jahrhunderts dankbar anzuer-

kennen und mit Freude festzustellen, daß dieser Beitrag eine Frucht der Schaffung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk ist. — Viele Entwicklungsländer sehen den Erfolg der israelischen Produktionsgenossenschaften die aus Sümpfen, Wüsten, versteppten u. verkarsteten Gegenden grünendes, fruchttragendes Land machten, bereits in dieser Weise. Für sie liegt es sehr nahe zu fragen, ob diese Organisationsformen für sie nicht beispielhaft sein könnten. Israel hat mit ihrer Hilfe ein unterentwickeltes Gebiet entwickelt. Das verschafft ihm Autorität als Ratgeber, internationales Ansehen und die dringend benötigten freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Völkern.

Eckhard Behrens

Fixe oder flexible Wechselkurse?

Am 22. August 1964 schrieb ich an Herrn Bundesbankpräsident Blesing, Frankfurt/Main, das hartnäckige Festhalten an der Goldwährung und ihren festgelegten Wechselkursen dürfte zwei Gründe haben:

1. Dogmatisch starres Denken kann in Bahnen der Vergangenheit festgefahren sein, auch wenn diese eindeutig versagt und uns in Schwierigkeiten gebracht haben.

2. Die Mächte des Goldes beherrschen weiterhin Regierungen und Notenbankleiter auch solcher Länder, die kein Gold produzieren.

Dieser Brief wurde veröffentlicht im „WIR-Pionier“, Basel, Oktober 1964, in „Mitteilungen aus Politik und Wirtschaft“, Bern, Dezember 1964, in „Zu freien Ufern“, Drei Eichen Verlag, München-Pasing, Dezember 1964, in „Telos“, Berlin, Januar 1965.

Mehrmals legte ich dar, daß die Ungelöstheit der mit Geld und Boden verbundenen sozialen Fragen im Westen die Ursache der kommunistischen Fehlversuche sei. „Da können die Kommunisten schmunzeln und durch Versagen der westlichen Regierungen und Völker, durch Verelendung und Verzweiflung breiter unterer Schichten reichen Zuwachs an Macht und Stoßkraft ernsten“ (Brief an Bonvin vom 21. März 1964). Am Beispiel Italien zeigte ich, wie sehr Moskau und Peking daran interessiert sind, daß der „freie Westen“ an Goldwährung und festen Wechselkursen hängen bleibt und sich selber Schwierigkeiten bereitet. Nichts könnte den Roten Herren mehr erwünscht sein. Der Goldwahn ist ihr bester Verbündeter. Sie werden alles tun, daß die „Kapitalisten“ ihm weiter huldigen.

Nun kommt aus New York eine Meldung, die wie ein heller Fanfarenstoß in das trübe Dunkel un-

serer manipulierten Währungen dringt. „Die Weltwoche“, Zürich, läßt Beat Huber am 8. Januar 1965 darüber berichten. Titel: „Abkehr von Währungstabus? Trennung des Dollars vom Gold vorausgesagt. Das Erbe des Harry D. White. Echte Währungsreform nur über flexible Wechselkurse“.

Huber erzählt, wie in Amerika noch während des Krieges der „Bock zum Gärtner gemacht“ wurde:

„In Bretten Woods wurde bekanntlich im Jahre 1944 der Internationale Währungsfonds gegründet, jene Behörde, die das Währungsverhalten der meisten Länder der Welt überwacht und es als seinen Hauptzweck bezeichnet, grundsätzlich feste Wechselkurse zwischen den Währungen zu garantieren. An der Schaffung der fundamentalen Satzungen dieser Behörde waren damals von britischer Seite Lord Keynes, von amerikanischer Seite der später als verkappter Kommunist entlarvte Harry D. White beteiligt. Keynes wollte bewegliche, White mit allem Nachdruck ein System fester Wechselkurse einführen. Die politische Macht der Vereinigten Staaten führte schließlich zur Anerkennung der White'schen Ideen. White kam später, im Jahre 1949, auf mysteriöse Weise ums Leben, als er in Verdacht gekommen war, in Verbindung mit einer kommunistischen Spionagestelle gestanden zu haben. Das war der Mann, der es verstanden hatte, die gesamte westliche Welt in ein System fester Wechselkurse einzuspannen — in jenes System also, von dem Hahn und andere Geldtheoretiker heute überzeugend nachweisen, daß es für die Schwierigkeiten der westlichen Währungsbeziehungen als hauptverantwortlich zeichne! Der Verdacht, daß es sich hier um eine raffinierte Art von

„Sabotage auf höchster Ebene“ gehandelt hatte, darf heute zumindest nicht von der Hand gewiesen werden“.

Professor L. Albert Hahn, der 75-jährige Geldtheoretiker und Bankier, hat „Ein Traktat über Währungsreform“ geschrieben, das 1964 im Kyklos Verlag, Basel, und bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen herausgekommen ist. Er durchleuchtet die „Bretten-Woods-Krankheit“ und bezeichnet dieses System, an dem bisher fast niemand zu rütteln wagte, als „Lebenslüge“. Und der Kommunist Harry White hat es den Kapitalisten aufgeschwatzt! Er wird dereinst zu den „Helden der Sowjetunion“ gehören!

März 1964 bekommt Italien 1,25 Milliarden Dollar Kredit, November 1964 England 3 Milliarden Dollar Kredit, um den gefälschten Kurs der Lira, des Pfundes halten zu können. Nichts wird wesentlich gebessert, vieles verschlechtert. Die goldenen Ketten bleiben — im Kreml reihen sie sich vergnügt die Hände! Huber hält fest:

„Das alles hätte man — bei etwas mehr Vertrauen in den Mechanismus eines freien Devisenmarktes — mit einem System flexibler Wechselkurse vermeiden können. Da flexible Wechselkurse stets Marktpreise sind, die zum Zwecke des Ausgleichs von Angebot und Nachfrage zustande kommen, entstehen überhaupt nie irgendwelche Zahlungsbilanzdefizite oder -überschüsse. Eine echte Währungsreform könnte deshalb nur über flexible Wechselkurse führen.“

Dazu wiederum Hahn: Flexible Wechselkurse gleichen sich dauernd den veränderten inneren Verhältnissen, insbesondere einer inflatorischen oder deflatorischen Politik, an. Die Übergänge sind sanft und fließend, nicht mehr plötzlich und ruckweise. Es kommt auch nie zu den politischen Kämpfen zwischen Auf- und Abwertungsgegnern und

-freunden, jenen meist durch unhaltbare Theorien charakterisierten Kämpfen darum, ob bei unterbewerteten Währungen die Industrie, bei überbewerteten Währungen die Konsumenten aus der Differenz zwischen tatsächlichem und Gleichgewichtspreis weiter subventioniert werden sollen. Denn der freie Devisenmarkt bestimmt den richtigen Kurs — mit viel mehr Berechtigung und Autorität als die unter dem Druck der Interessen stehenden Zentralbankleitungen.“

Der kindische Aberglaube, Gold habe „an sich“ einen „inneren Wert“, der es besonders befähige, als Geld verwendet zu werden, hat sich aus primitiver Urzeit bei einigen führenden Leuten bis heute zu halten vermocht. Hahn bemerkt dazu:

„Wenn nicht sein Stoff dem Gold die Eigenschaft als letztes Befriedigungsmittel verleiht, sondern die stillschweigende oder ausdrückliche Verpflichtung der Zentralbanken, es zu bestimmtem Preis an Zahlungssstatt anzunehmen, dann ist es offensichtlich entbehrlich und leicht ersetzbar.“

Wodurch wurde diese Aufklärung aufgerollt? Robert Roosa, Unterstaatssekretär im amerikanischen Schatzamt, ist auf Ende 1964 zurückgetreten und hat einen Tag vor seiner Demission erklärt, innert ein oder zwei Jahren werden US-Administration und Federal Reserve Board dem Kongreß vorschlagen, die gesetzliche Verbindung zwischen Dollar und Gold zu lösen oder zumindest zu lockern. Das brachte die Werte der Goldminen sofort zum Steigen, doch schon am nächsten Tage, am Silvester zum Sinken aus der Überlegung:

„Sollten die Zentralbanken der Welt die stillschweigende Verpflichtung, Gold zu einem bestimmten Preis anzukaufen, im Gefolge dieser amerikanischen Maßnahme fallen lassen, so wäre die Höhe des künftigen Goldpreises doch wohl eine recht

unsichere Sache. Denn Gold erhält seinen Wert — darüber ist man sich nun doch so langsam klar geworden — überwiegend aus der Ankauflbereitschaft der Zentralbanken.“ (Huber).

Ein dumpfes Grollen geistert durch die Schatzkammern der Notenbanken! Im Oktober 1964 meldete die Schweizer Nationalbank: Notenausgabe 9020,7 Millionen, Verbindlichkeiten -1981,6 Millionen, Goldbestand 10 955,5 Millionen, Devisen 1302,0 Millionen Schweizer Franken. Das umlaufende Schweizergeld ist zu mehr als 100 Prozent mit Gold gedeckt. Solches Gold trägt keine Zinsen. Es wird in Südafrika aus dem Boden geholt und in die Keller der Notenbanken wieder vergraben. Auf solch kindisches Spiel stützt sich unsere Währung. Doch wir wollen gerne den Verlust durch sinkende Goldpreise auf uns nehmen, durch Liquidierung dieser trägen Goldklumpen, wenn wir dadurch ein modernes Tauschmittel von gesicherter Kaufkraft und beschwingter Leistung schaffen können.

Führende ordentliche Professoren der Nationalökonomie an unseren Hochschulen: Hugo Sieber in Bern, Friedrich Lutz in Zürich, Emil Küng in St. Gallen, fordern seit vielen Jahren in unseren Zeitungen unermüdlich ein Geld ohne goldene Fesseln und mit freien Wechselkursen, die der Kaufkraft der Währungen entsprechen. Regierung und Notenbank haben bisher nicht auf sie gehört. Das dürfte sich nun ändern, sei es offen und ehrlich, wie es sich geziemt, oder heimlich und mit beschönigenden Ausreden. Meine Darlegungen und Vorschläge vom 4. Dezember 1963 erhalten durch die neuen Aufdeckungen und Entwicklungen ihre volle Bestätigung.

Soeben hat mir ein Freund Auschnitte aus der Stuttgarter Zeitung vom 9. Januar 1965 geschickt. Da meldet die Bonner Redaktion am 8. Januar:

„Ein Wirtschaftsgutachten mit Zündstoff. ‚Fünf Weisen‘ für flexible Wechselkurse. — Die von der Bundesregierung im vergangenen Jahr berufenen ‚Fünf Weisen‘ zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung haben ihren ersten Bericht vorgelegt. Er enthält ein recht kritisches Urteil über die Bemühungen der Bundesregierung, das Preisniveau stabil zu halten. — Die Gutachter sind der Auffassung, daß Geldwertstabilität nur mit unkonventionellen Mitteln zu erreichen sei und regen an, den Wechselkurs der Mark beweglich zu machen. Die Bundesregierung hat diesem Vorschlag sofort widersprochen.“

Da dürfte der Einfluß von Bles-sing dahinter stecken. Doch er ist nur gefangen im Dogma von gestern und im Schlepptau der Goldmächte.

Hahn meint, das Beharrungsvermögen des einmal eingespielten Systems der internationalen Währungsbürokratie sei vorläufig noch sehr groß. „Der Zug durch die Wüste fester Wechselkurse wird noch lange andauern. Viele Jahre werden vergehen, bis eine von Vorurteilen freie, neue Generation das gelobte Land flexibler Wechselkurse erreicht.“

Das hat er 1964 geschrieben. Doch das Leben geht weiter und läßt oft plötzlich Früchte reifen, wenn ihre Zeit gekommen ist. Regierungen und Notenbanken im Westen bereiten sich und ihren Völkern immer größere Schwierigkeiten. Möge das zu der Kraft gehören, die das Böse will und das Gute schafft! Die Meldung aus New York und die Tatsache, daß führende Zeitungen erschrocken die Wahrheit verbreiten helfen, sind gute Zeichen einer wesentlichen Wandlung.

Was kann heute praktisch unternommen werden? Die Schweiz soll unverzüglich Vorschläge einer neuen Währungsordnung ausarbeiten und den anderen Regierungen und

Notenbanken unterbreiten. Vorab werden dankbar einsteigen. Wenn die USA, doch bald auch Deutschland, Frankreich und alle anderen nur jemand offen und mutig beginnt!

Bern, 15. Januar 1965.

Prof. Dr. Werner Zimmermann

In memoriam Ernst Knoll

Am 7. Januar 1965 ist Herr Senatspräsident a. D. Dr. Dr. h. c. Ernst Knoll, Berlin, gestorben.

Ernst Knoll war seit vielen Jahren als treuer Freund mit den Idealen und Zielen des Seminars für freiheitliche Ordnung eng verbunden und nahm regen — und soweit es sein hohes Alter zuließ — auch aktiven Anteil an den Bemühungen und der Tätigkeit des Seminars. Sein edles Menschentum ließ ihn an den menschenunwürdigen und bedrohlichen Mißständen der sozialen Verhältnisse sehr leiden — deshalb fühlte er sich immer wieder aufgerufen und verpflichtet, an vorderster Front sich für deren Überwindung einzusetzen. Besonders lag ihm die Lösung des immer akuter werdenden Bodenproblems, das heißt der um sich greifenden Bodenspekulation und der Ausbeutung durch die ins uferlose steigende Bodenrente, am Herzen. So stellte er auch seine grundlegende Arbeit auf diesem Gebiet: „Von der Grundrente und ihrer Heimholung“ dem Seminar zur Verfügung, die in Folge 30 dieser Schriftenreihe abgedruckt worden ist.

In der Welt der Wahrheit, deren gemeinsames Erleben unsere Freundschaft begründete, dürfen wir uns mit Ernst Knoll immer verbunden fühlen.

Thx.

*Seminar für freiheitliche Ordnung
der Wirtschaft, des Staates und der Kultur e. V.**

18. Tagung

die diesjährige Sommertagung findet
vom 31. Juli bis 9. August 1965
in der Bauernschule
in Herrsching am Ammersee statt.

Thema:

Die Unteilbarkeit der Freiheit

In der heutigen Zeit, in der der Begriff „Integration“ zu einem Schlagwort zu werden droht, erscheint es angezeigt, die Prinzipien, unter denen der Mensch zu Gemeinschaften und Gemeinwesen zusammenwächst, „integriert“ werden kann, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Man spricht von der Integration der europäischen Völker in einem geeinten Europa, oder — im wirtschaftlichen Bereich — von der Integration des Menschen im Betrieb. Man empfindet die Notwendigkeit einer Überwindung des destruktiven: „desintegrierenden“, jeden sinnvollen menschlichen Zusammenhang und jede gesellschaftliche Bindung negierenden modernen Pluralismus. Dabei kann festgestellt werden, daß Integration durchaus nicht gleichzusetzen ist mit uniformer Einheitlichkeit und kollektivem Zentralismus. Im Gegenteil. Unter Integration versteht man Einheit bei zugleich größter Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit der Glieder. Die Frage ist jedoch noch immer nicht mit genügender Überzeugungskraft beantwortet worden, wie die Rechtseinrichtungen beschaffen sein müssen, wenn der destruktive Pluralismus überwunden werden soll, ohne den Anspruch des Menschen auf individuelle Lebensgestaltung und selbstverantwortliche gesellschaftliche Entscheidung zu gefährden. Hier nun setzt unser Thema ein. Es gilt nachzuweisen, daß Freiheit und Integration keine Gegensätze sind; daß Freiheit unteilbar ist und gerade Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens möglich sind unter denen volle Autonomie des Menschen überhaupt erst möglich ist.

Wir laden Sie herzlich ein, bei der Lösung dieser wichtigen Aufgabe mitzuwirken, indem Sie die 18. Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung vom 31. Juli bis 9. August 1965 in Herrsching am Ammersee besuchen.

Bitte halten Sie die Tage von 31. Juli bis 9. August 1965 für den Besuch der Tagung frei und machen Sie auch Ihre Freunde darauf aufmerksam. Programme stellen wir Ihnen gerne zur Verfügung. Wegen des großen Andranges während der Hauptreisezeit **melden Sie sich bitte schon jetzt**, jedenfalls aber möglichst bald **an**.

*Sitz: Sobernheim (Nahe), Bahnhofstr. 6, Telef. (06751) 835

VORLÄUFIGES PROGRAMM

Samstag 31. 7. 65	16 Uhr	<i>Dr. Heinz-Hartmut Vogel, Heidenheim</i> Eröffnung, Begrüßung
	16.30—17.45 Uhr	<i>Fritz Penserot, Kirn (Nahe)</i> Prinzipien freiheitlicher Politik
	18.00—19.00 Uhr	Gemeinsames Abendessen
	20 Uhr	*** Das Naturrecht als vorverfassungsmäßiges Recht
Sonntag 1. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	<i>Dipl.-Math. Hermann Bauer, Ulm</i> Collegium logicum Erkenntnistheoretisches Seminar
	10.15—12.00 Uhr	<i>Dr. Heinz-Hartmut Vogel, Heidenheim</i> Die unteilbare Freiheit <i>Diether Vogel, Sobernheim (Nahe)</i> Die Gegenwartsprobleme im Lichte der neueren Geschichte
	12.00—16.00 Uhr	Mittagessen und Mittagspause
	16.00—17.45 Uhr	Die Währungsverfassung als wirtschaftliche Grundlage einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung (I. II. III. IV. V.) <i>I. Dipl.-Ing. Hans Hoffmann, Bern</i> Die Frage nach dem optimalen Wirtschaftssystem — Planwirtschaft oder Marktwirtschaft
	18.00—19.00 Uhr	Pause für Abendessen
	20.00 Uhr	<i>Berthold Wulf, Zürich</i> Goethes Faust als Erkenntnis- und Freiheitsdrama
Montag 2. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	Erkenntnistheoretisches Seminar
	10.15—12.00 Uhr	<i>II. Ob. Verw. Rat Heinz-Peter Neumann, Berlin</i> Währung und Verfassung
	16.00—17.45 Uhr	<i>III. Dipl.-Ing. Hans Hoffmann, Bern</i> Freiheit und Zwang im Einflußbereich der Produktions- und der Verteilungsfaktoren (Seminar)
	20.00 Uhr	Goethes Faust
Dienstag 3. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	Erkenntnistheoretisches Seminar
	10.15—12.00 Uhr	<i>Ministerialdirigent a. D. Dr. Werner Füllein, seither im Innenministerium in Bonn</i> Die menschlichen Wertordnungen als Ausdruck der allgemeinen Seinsordnungen
	16.00—17.45 Uhr	<i>IV. Dipl.-Ing. Hans Hoffmann, Bern</i> Die Lehre vom Geld und von der Währung V. Die Währungsordnung in der liberalen Wirtschaft (Seminar)
	20.00 Uhr	Goethes Faust

Mittwoch 4. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	* * *
		Die drei Gerechtigkeiten des Thomas von Aquino
	10.15—12.00 Uhr	Heinz Eckhoff, Heidenheim Ordnungsformen der Kultur in der Geschichte
	16.00—17.45 Uhr	Ausflug
	20.00 Uhr	Goethes Faust
Donnerstag 5. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	cand. jur. Hermann Hummel, München Das richterliche Prüfungsrecht für pädagogische Entscheidungen
	10.15—12.00 Uhr	Assessor Rainer Junghans, München Die Zukunft der Demokratie
	16.00—17.45 Uhr	Prof. Dr. Ernst Winkler, München Grundprinzipien der freiheitlichen Wirtschaftsordnung
	20.00 Uhr	Prof. Dr. Erwin Stein, Richter am Bundesverfassungsgericht, Karlsruhe Die Kulturpolitik der Länder vom Gesichtspunkt der Verfassung
Freitag 6. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	Dr. Lothar Vogel, Ulm Menschenkunde im Hinblick auf das Naturrecht
	10.15—12.00 Uhr	cand. jur. Claus Plücker, Bonn Das Menschenbild des dialektischen Materialismus — und die Grundursache des West-Ost-Konfliktes
	16.00—17.45 Uhr	Das Arbeitsverhältnis in der freiheitlichen Wirtschaftsordnung (I. II. III) I. Dr. Joachim Arndt, M. A., Köln Zur Lage der unternehmerischen Freiheit in der demokratischen Ordnung
	20.00 Uhr	Nationalrat Werner Schmid, Zürich Die Folgen der Konjunkturdämpfungsabstimmung in der Schweiz
Samstag 7. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	Menschenkunde (Seminar)
	10.15—12.00 Uhr	Eckhard Behrens, Frankfurt Kulturordnung, Wirtschaftsordnung und Staatsverfassung (Seminar)
	16.00—17.45 Uhr	II. Oberingenieur Walter Zellmer, Heidenheim Strukturfragen des modernen Industriebetriebes in der sozialen Marktwirtschaft
	20.00 Uhr	Geselliger Abend
Sonntag 8. 8. 65	9.00—10.00 Uhr	Menschenkunde (Seminar)
	10.15—12.00 Uhr	Kulturordnung, Wirtschaftsordnung und Staatsverfassung (Seminar)

16.00—17.45 Uhr III. Dipl.-Ing. Werner Hahn, Heidenheim
**Die Meisterposition in der Konjunkturphase
der Vollbeschäftigung — Heute und Morgen**

20.00 Uhr Prof. Dr. Paul Heinrich Diehl, München
Jenseits von Macht und Anarchie
Dr. Heinz-Hartmut Vogel, Heidenheim
Zusammenfassendes Forumgespräch

Montag 9. 8. 65 9.30—10.30 Uhr Dr. Lothar Vogel, Ulm (Donau)
Abschlußvortrag

10.45 Uhr Dr. Heinz-Hartmut Vogel, Heidenheim
Verabschiedung
Abreise nach dem Mittagessen
Änderungen vorbehalten!

Durch Terminschwierigkeiten der Referenten bedingt, konnten die Themen leider nicht immer in sinngemäßer Reihenfolge gruppiert werden.

Ort der Tagung: Herrsching am Ammersee in der Bauernschule,
Telefon: 08 186/241

Tagungsbüro ab Samstag, 31. Juli, 10 Uhr,
Anreise über Augsburg oder München.

Unterbringung: in der Bauernschule zu günstigen Preisen.

Zeltplätze sind vorhanden.

Darüber hinaus **weitere Schlafgelegenheiten** (gratis) im Gemeinschaftszelt des Seminars. (Dann Luftmatratze, Schlafsack und Decken mitbringen).

Verpflegung: Die Mahlzeiten können preiswert in der Bauernschule eingenommen werden.

Tagungsbeitrag: Der Kursbeitrag beträgt für Erwachsene 20,— DM, Studenten die Hälfte, Zuschüsse und Reisekostenausgleich sind in Bedarfsfällen möglich.

Auskünfte und Anmeldungen — Seminar für freiheitliche Ordnung,
6553 Sobernheim/Nahe, Bahnhofstr. 6, Telefon 06 751/835.

Akademie für freie und soziale Ordnung

lädt ein zum Wochen-Seminar von Ostermontag, dem 19. April bis zum darauffolgenden Sonntag, dem 25. April 1965 im Jugendheim Rödinghausen im landschaftlich schönen Wiehengebirge mit Blick auf die Ravensberger Mulde.

Das Seminar steht unter dem Leitthema:

„Automation und Kybernetik — die soziale Existenz des Menschen in der Industriegesellschaft“.

PROGRAMMFOLGE

Ostermontag, 19. April: Anreisetag der Teilnehmer, abends Begrüßung, zwanglose Kontaktnahme.

Dienstag, 20. April: 9 Uhr: Ordnungspolitisches Seminar
Leitung: Bernd Hasecke
10 Uhr: „Vom Handwerkszeug zum Automaten“
dargestellt am Beispiel der graphischen Technik
Dozent: Kurt Th. Richter, Darmstadt
14 Uhr: „Sozialökonomie — die Wissenschaft von Gesellschaft und Wirtschaft in einer wissenschaftstheoretisch und wissenschaftspraktisch veränderten Welt“
Dozent: Dipl.-Sozialwirt Elimar Rosenbohm, Hannover
17 Uhr: „Standort und Auftrag unseres Bildungswesens in einer ideell und soziologisch veränderten Welt“
Dozent: Dr. phil. August Ventker, Hamburg

Mittwoch, 21. April: 9 Uhr: Ordnungspolitisches Seminar
10 Uhr: „Gewerkschaften und Automation“
Gastdozent: Herr Räuber, Mitarbeiter der Abt. Automation, freundlichst entsandt vom Bundesvorstand der Industrie-Gewerkschaft Metall, Frankfurt
14 Uhr: „Die Verteilung des Volkseinkommens im Zeitalter der Automation“
Dozent: Dr. jur. Bernhard Hamelbeck, Bonn
17 Uhr: „Sozialpsychologische Probleme der Arbeitszeitverkürzung“
Dozent: Dr. med. Hans Weitkamp, Bruchmühlen

Donnerstag, 22. April: 9 Uhr: Ordnungspolitisches Seminar
10 Uhr: „Automation als technisches Problem — Datenerfassung, Datenverarbeitung, Möglichkeiten, wirtschaftliche Grenzen“
Gastdozent: Dipl.-Ing. Viktor Kussl, freundlichst entsandt von der Firma Brown, Boveri & Cie, Mannheim, Abt. GJA/TK

14 Uhr: „Menschenführung und Betriebsorganisation im automatisierten Betrieb“

Dozent: Hans Brügemann, Fabrikant, Firma Ed. Niederdrenk, Velbert

17 Uhr: „Die Technik in einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung“

Dozent: Richard Batz, Architekt BDA, Düsseldorf

Freitag, 23. April:

9 Uhr: Ordnungspolitisches Seminar

10 Uhr: „Konjunkturpolitische Aspekte der Automation“

Gastdozent: Dr. Bodo Steinmann, Wiss. Ass., Universität Bochum

14 Uhr: „Automation und Monopole — ein marktwirtschaftliches Problem“

Dozent: Oberverwaltungsrat Heinz Peter Neumann, Berlin

17 Uhr: „Automation und Weltwirtschaft — Probleme einer Neuorientierung der internationalen Währungsordnung“

Dozent: Dipl.-Ing. Hans Hoffmann, Bern

Sonnabend, 24. April:

9 Uhr: Ordnungspolitisches Seminar

10 Uhr: „Automation und die Erhaltung der gesunden Lebenssphäre des Menschen — Automation — Massenproduktion — Wohlstand — Kultur — Beschneidet die Automation seelische, religiöse, kulturelle Möglichkeiten des Menschen? — Das anthropologisch-psychische Problem der Automation“

Dozent: Dr. med. Lothar Vogel, Pfuhl ü.b. Neu-Ulm

14 Uhr: Abendländischer Individualismus und asiatischer Universalismus — ihre Begegnung in der modernen Industrialisierung“

Gastdozent: Prof. Heinrich Herrfahrdt, Universität Marburg

17 Uhr: „Kybernetik in der Sozialordnung — Ost und West an der Schwelle zur autonomen Steuerung der Gesellschaft“

Dozent: Karl Walker, Schriftsteller, Berlin/Altenahr

Sonntag, 25. April:

9 Uhr: Schlußbesprechung, Anregungen, Wünsche der Teilnehmer für das nächste Seminar
Abreise nach dem Mittagessen

Änderungen vorbehalten.

Anmeldungen zum Seminar nimmt entgegen das Sekretariat der Akademie für Freie und Soziale Ordnung, 425 Bottrop, Auf der Koppe 8, Ruf 26 62

24. Tagung der Aktionsgemeinschaft „Sozialer
Marktwirtschaft e. V. 69 Heidelberg, Dantestraße 24
Am 10. und 11. Mai 1965 in Bad Godesberg, Rheinhotel Dreesen

„Was müssen wir für die freie Welt tun?“

Tagesordnung

Montag 10. 5. 65	14.30 Uhr	<i>Professor Dr. Wilhelm Röpke, Genf</i> Gefährdung der freien Welt <i>Professor Dr. L. Albert Hahn, Paris</i> Illusion und Realität in der Währungspolitik <i>Wolfgang Frickhöffer, Vorsitzender der ASM</i> Wirtschafts- und Sozialpolitik als Strategie
Dienstag 11. 5. 65	9.30 Uhr	<i>Professor Dr. Dolf Sternberger, Universität Heidelberg</i> Integrität und Zielstrebigkeit der Regierung <i>Professor Dr. Franz Böhm, MdB</i> Privilegien-Gesellschaft und Interventionen- Demokratie als Zerrformen der Freiheit <i>Professor Dr. Ludwig Erhard, Bundeskanzler</i> Gesamtpolitische Ziele
Dienstag 11. 5. 65	14.15 Uhr	<i>Dr. Willy Linder,</i> <i>Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung</i> Der wirtschaftliche Revisionismus im Osten – eine Chance für die freie Welt? <i>Alwin Münchmeyer, Präsident der Ständigen</i> <i>Konferenz der Industrie- und Handels-</i> <i>kammern in der Europäischen Wirtschafts-</i> <i>Gemeinschaft</i> EWG-Handelspolitik muß weltoffen werden <i>Dr. Hans Otto Wesemann,</i> <i>Intendant der Deutschen Welle, Köln</i> Der Staat – Helfer oder Vormund?

Bericht über die Tagung des österreichischen „Seminars für
Neuordnung der Kultur, der Wirtschaft und des Rechts“ in
Steinach am Brenner in der Zeit vom 27. bis 30. Dezember 1944

Der Bericht kann kurz sein, da ein
zusammenfassendes Protokoll über
die Tagung bereits erschienen ist.
(Bestellungen erbeten an Alois Dorf-
ner, Linz, Donau, Wallseestraße 45.)
Schönes Tagungslokal, gute Auf-
nahme im Hause von Frau Dr. Mar-
git Atz, herrliche Bergwelt, gute

Schneelage für Skifahrer — das alles
gab einen angenehmen äußeren
Rahmen.

Nach kurzer Begrüßung durch Alois
Dorfner und einer knappen Einlei-
tung durch DDDr. Rössel-Majdan
begann Dr. Lothar Vogel (Ulm)
mit einer Darstellung des Men-

schenbildes, wobei er hervorhob, daß unsere Kräfte heute meist nur dazu benützt werden, Konsummittel zu beschaffen. Eine Demokratie aber, die nicht auf menschenkundlichen Erkenntnissen und menschengemäßen Rechts-Formen beruht, ist nur eine Täuschung.

DDDr. Karl Rössel-Majdan (Wien) setzte sich mit der Politik in Österreich, vor allem aber mit den Folgen des Proporz auseinander, wobei er in einer Darstellung auf der Tafel demonstrierte, worin die Grundprinzipien des Rechtslebens beruhen. Anstatt, daß die Wirtschaft (frei sich bildende Gemeinschaften) und die Kultur (Individualkräfte) beeinflussend auf das Recht (Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung) wirken, beeinträchtigt heute das Recht die Wirtschaft und die Kultur.

Der Vortrag löste eine rege Diskussion aus.

Alt-Nationalrat Alwin Assmann (Dornbirn) erbrachte nach einer Kritik an der Arbeit der öffentlichen Körperschaften den Beweis, daß Demokratie und Freiheit nur bei einer freien und funktionsfähigen Marktwirtschaft gedeihen können, und daß eine wirklich freie- und funktionierende Marktwirtschaft zur „Sozialen Marktwirtschaft“ entwickelt werden muß.

Dipl.-Kaufmann Franz O. Gilitzer (München) entwickelte in freiem und ausgewogenem Vortrag die heutige Problematik des Ost-West-Gegensatzes und erläuterte, daß in diesem Kampf der Westen nur bestehen kann, wenn er auch in der Wirtschaft die individuellen Kräfte zur vollen Produktivität bringen kann.

Die beiden letztgenannten Vorträge ergänzten sich also gegenseitig in vortrefflicher Weise.

Dr. Heinz-Hartmut Vogel (Heidenheim) gelang es, die Notwendigkeit der Heraushebung des Arbeiters aus dem menschenunwürdigen „Lohn-Arbeiter-Verhältnis“

zu beweisen. Dies ist nur möglich, wenn er als freier Partner in das Betriebsgeschehen hineingestellt werden kann. Das Wesentliche dieser Lösung liegt nicht so sehr in größeren oder kleineren Erfolgsbeteiligungen, sondern in der Tatsache, rechtlicher Partner im Betrieb zu sein.

Alois Dorfner (Linz) sprach über die Dringlichkeit der Lösung der Bodenfrage, wobei er sich mit den in Österreich gesammelten Erfahrungen auseinandersetzte, die sich aus der Diskussion um die neuen Einheitswerte ergaben. Er schilderte, daß nur das von H. K. R. Müller vorgeschlagene System es ermöglicht, in die Diskussion einzugreifen; er wies aber auch darauf hin, daß ohne die vorherige Selbsteinschätzung der Bodenwerte (Ertragswert) durch die Eigentümer jeder Lösungs-, ja sogar jeder Linderungsversuch scheitern muß.

Zum Schluß behandelte Eckhard Behrens (Frankfurt a. M.) noch die Schulfrage, wobei er sein Hauptgewicht darauf legte, daß hier nur Abhilfe möglich sei, wenn das ganze Bildungswesen dem freien Wettbewerb unterstellt werde. Jede Schule müsse um ihre Schüler werben, jeder Schüler (oder die Erziehungsberechtigten) müßten sich für die beste Schule entscheiden und jeder Lehrer müsse sich um einen Lehrauftrag in der besten, ihm zusagenden Schule bewerben können. Nur so könne das Bildungswesen aus der heutigen geistigen Nivellierung herausgehoben werden. Gerade bei zunehmendem Wohlstand muß aber auch jede Schule um Spenden werben können, um jedem Kind die Möglichkeit zu geben, den seinen Fähigkeiten gemäßen Bildungsweg gehen zu können.

Abschließend wurde die Teilnahme am Sommer-Seminar in Herrsching am Ammersee vom 31. 7. bis 9. 8. nahegelegt. Für das Winterseminar wurde wieder Steinach vorgeschlagen.

Alois Dorfner

Literaturhinweise

Ralf Dahrendorf

Arbeiterkinder an deutschen Universitäten

Reihe: Recht und Staat, Nr. 302/303
Tübingen: J. C. B. Mohr, 1965
48 Seiten, brosch., 4,50 DM

Die kleine Schrift enthält einen Festvortrag, den Dahrendorf am 3. Juni 1964 aus Anlaß der Immatrikulationsfeier an der Universität Tübingen gehalten hat. Der Vortrag ist durch größere Auszüge aus dem Manuskript in der „Stuttgarter Zeitung“ vom 4. 6. 1964 und durch seinen vollständigen Abdruck in der „Zeit“ vom 19. und 26. 6. 1964 bereits in weiten Kreisen bekannt geworden. In der vorliegenden Veröffentlichung ist der Text nur an wenigen Stellen verändert, meist ergänzt, und was für diejenigen wesentlich ist, die einen Überblick darüber erhalten möchten, inwieweit sich die Sozialwissenschaften des In- und Auslandes mit den im Vortrag behandelten vielschichtigen Problemen bereits befaßt haben: der Hintergrund der Arbeit ist durch 100 zum Teil sehr ausführliche Fußnoten mit weiterem statistischen Material und durch eine 96 Titel umfassende Bibliographie transparent gemacht worden.

Ferner enthält die Schrift ein sieben Seiten umfassendes Nachwort, in dem einzelne Fragen noch vertieft werden. So wird nochmals eindringlich auf die ganze Irrationalität der deutschen Begabungsdiskussion hingewiesen und auf die bei vergleichender Betrachtung der Institutionen ins Auge springende große Einheitlichkeit und damit Starre des deutschen Schulwesens, in dem es vergleichsweise wenig Alternativen gebe: keine nennenswerte Konkurrenz privater und öffentlicher Schulen, keine nennenswerte (an den meisten Orten gar keine) Konkurrenz verschiedener Schultypen, keine

Möglichkeit der Bewährung unterschiedlicher Talente und Interessen, keinen leichten Rückweg für den einmal Ausgeschiedenen. Es sei so vieles festgelegt und endgültig, daß der Verschiedenartigkeit der Menschen allzu wenig Rechnung getragen werde. Wenn man bedenke, wie schlecht es Arbeiterkinder bislang in diesem Schulwesen ergehe, dann könnten sich Flexibilität und Vielfalt als eine geeignete Lösung für das Problem der Arbeiterkinder darstellen.

Im Nachwort werden auch die möglichen praktischen Maßnahmen nochmals zusammengefaßt: kurzfristig gehe es darum, die Arbeiterfreundlichkeit der Schulen zu heben, denen Maßnahmen vorgeschlagen werden, um die unverhältnismäßig starke Beteiligung der Arbeiterkinder am vorzeitigen Abgang von der höheren Schule herabzudrücken; langfristig gehe es darum, die Schulfreudigkeit der Arbeiter zu steigern. Dazu sei nicht nur eine intensive Information über die Bildungs- und Stipendienmöglichkeiten erforderlich, sondern mehr: Vielen Eltern fehle es an einer Bildungsmotivation für ihre Kinder. Um diese zu wecken, müsse man bereit sein, die Hoffnung auf eine mündige Existenz über die Skrupel gegen den Versuch zu stellen, Menschen zu einem neuen Willen zu bekehren. Die erforderliche „Werbung“ dürfe nicht mit der üblichen Konsumwerbung verwechselt werden, denn sie solle überzeugen, nicht überreden.

Daß es Dahrendorf bei der Untersuchung der Begabungsreserven in den unteren sozialen Schichten und der Wege zu ihrer Aktivierung nicht um die Sicherung oder Hebung des Fetischen der internationalen wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit geht (ein Begriff, der aus der Tagesdiskussion verschwinden wird, sobald das gegenwärtige internatio-

nale Währungssystem fixierter Wechselkurse geändert ist), sondern um die mündige Existenz des Einzelnen in der freien Gesellschafts-

ordnung, ist für die vorliegende Schrift, wie für seine anderen Werke, die beste Empfehlung.

Eckhard Behrens

Eine weitere Stimme zu:

„Jenseits von Macht und Anarchie“
von Dr. Heinz-Hartmut Vogel

„... Woran es lag, daß wir das Unheil nicht verhindern konnten? An der mangelnden Klarsicht derer, die Verantwortung trugen — im Großen, wie im Kleinen. Wer gewillt ist, einen besseren Weg in Zukunft zu gehen, der möge sich diese Klarsicht verschaffen. Ich empfehle ihm das Buch von Heinz-Hartmut Vogel, „Jenseits von Macht und Anarchie“ (Westdeutscher Verlag, Köln), das ich für das beste halte, das in unserem Jahrhundert der politischen Wirrnisse geschrieben wurde, und das zeigt, wie eine Ordnung auszu- sehen hat, die auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet ist und die allein dem Amoklauf der Menschheit ein Ende setzen würde...“

„Und wer nach einer zukunftsweisenden Weltordnung Ausschau hält und nicht in dem Glauben befangen ist, aus der bisherigen Menschheitsgeschichte den unumstößlichen Beweis ableiten zu können, daß das Schicksal der Menschen auch für alle Zukunft durch die Macht bestimmt wird, dem möchte ich ein Buch empfehlen, das verdiente in die Hände eines jeden denkenden Menschen gelegt zu werden. Es ist das Werk von Heinz-Hartmut Vogel, „Jenseits von Macht und Anarchie“, ein Buch, das fern von allen parteipolitischen Ambitionen, umfassend und weit- schauend und ohne Phantasie den Weg aufzeigt, den die Menschheit zu gehen hat, wenn sie sich nicht schließlich selbst vernichten will. Die einstigen Kolonialvölker Afrikas, Asiens und des amerikanischen Kontinents sind aus einem vieltau- sendjährigen Traumleben zu sich selbst erwacht. Sie halten Ausschau nach einer Ordnung, die ihnen Wohl-

stand, Frieden und Freiheit sichert. Es wäre das natürlichste, daß sie sich von den alten Kulturvölkern Rat und Hilfe erhalten. Aber das Beispiel des Westens ist für sie nicht zu verlockend und so klammern sie sich in ihrer Mehrheit an die Heils- botschaft des Ostens, um schließlich auch durch sie enttäuscht zu wer- den.“

„... Die von mir erwähnte Schrift „Wohin führt uns der Nationalsozi- alismus“ (Dr. Paul Diehl, 1931) be- schränkte sich nur auf die damals aktuellste Seite des Problems, die wirtschaftspolitische. Sie bedurfte der Ergänzung nach der sozial- und kulturpolitischen Seite. Das ist nun- mehr geschehen in dem großartigen Werk von Heinz-Hartmut Vogel „Jenseits von Macht und Anarchie“, auf das ich hier nur hinweisen kann. Ich stehe nicht an, dieses Werk in seiner Klarsicht und unabweislichen Logik der Beweisführung für das beste dieses Jahrhunderts auf dem uns hier interessierenden Gebiet zu erklären. Mit ihm ist der Weg vor- gezeichnet, den die freie Welt zu ge- hen hat, wenn sie gegenüber den auf die Macht pochenden Gewalten jeder Art auf die Dauer bestehen will. Es verkündet keine neuen Utopien. Indem es aber klarmacht, warum und in welcher Weise dieser Weg durch Tradition, Vorurteil und Gegebenheiten aller Art bis heute noch verbaut wird, die auszuräu- men uns als Aufgabe gestellt ist, wird es zu einem zuverlässigen Weg- weiser für alle, die gewillt sind, an einem auf sicheren Fundamenten basierenden Neubau unserer Gesell- schaft mit tätig zu sein.“

Prof. Dr. Paul Diehl
Altbürgermeister
8032 Gräfelfing bei München

Bezugspreis: Zwecks Vereinfachung der Buchhaltungsarbeit werden die Leser von „Fragen der Freiheit“ gebeten, wenn möglich, den Bezugspreis jeweils für mehrere Folgen zu übersenden. Besten Dank!

Wegen Raummangel muß die Fortsetzung der politischen Gemeinschaftskunde auf die nächste Folge (44) verschoben werden.

Die Schriftenreihe „Fragen der Freiheit“ erscheint als privater Manuskriptdruck etwa sechsmal im Jahr, und zwar im Februar, zu Ostern, zu Pfingsten, im Juli, im Oktober und zu Weihnachten. Sie verbindet die Freunde des „Seminars für freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und der Kultur“ (Sitz: 6553 Sobernheim / Nahe, Bahnhofstraße 6) miteinander. Wirtschaftliche Interessen sind mit der Herausgabe nicht verbunden. Der Bezugspreis ist so bemessen, daß sich die Herausgabe der Schriftenreihe gerade selbst trägt.

Herausgeber: Dr. Lothar Vogel, 79 Ulm/Donau, Römerstraße 97

Bezugspreis für das Einzelheft DM 2.40

Bezug: „Fragen der Freiheit“, 6553 Sobernheim-Nahe, Bahnhofstraße 6, Tel. 06751/835
Postscheck: Seminar für Freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und der Kultur EV., Bad Kreuznach, Geschäftsstelle 6553 Sobernheim. Kto.-Nr. 281404 Postscheckkonto Frankfurt am Main.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers

Druck: Jung & Co., Bad Kreuznach, Am Kornmarkt

JENSEITS VON MACHT UND ANARCHIE.

Die Sozialordnung der Freiheit

VON DR. HEINZ-HARTMUT VOGEL, HEIDENHEIM

1963. 156 Seiten. Kartonierte DM 24,-, Leinen DM 27,-

Verlags-Nr. 051020

Zweierlei dürfte neu an diesem Beitrag zur Ordnungssoziologie sein: Die längst fällige erkenntnistheoretische Rechtfertigung des Freiheitsanspruches des Menschen und die konsequente ordnungspolitische Anwendung der so gewonnenen Grundsätze auf die Gebiete des wirtschaftlichen, staatlichen und kulturellen Lebens. Der Verfasser behandelt das Thema ganz vom Grundsätzlichen her. Zugleich gewinnt jedoch das bei aller Knappheit der Darstellung flüssig geschriebene Buch insofern höchst aktuelle Bedeutung, als es die tieferen Ursachen der historischen und gegenwärtigen Spannungen zwischen der kollektivistischen Gesellschaftsideologie und dem traditionellen Liberalismus aufzeigt und Lösungen zu ihrer Überbrückung anbietet. Wer die soziologischen – auch die kultursoziologischen – Fragen unserer Zeit mit wachem Blick verfolgt und sich um die zukünftige Gestaltung der Lebensverhältnisse sorgt, wird mit Interesse nach dem Buch greifen.



WESTDEUTSCHER VERLAG · KÖLN UND OPLADEN

